

boris von heiseler russenjunge

non-fiction



σοφία

Boris von Heiseler (1909-1976): Russenjunge
(Russian Boy)

Boris von Heiseler

Russenjunge (Russian Boy)

Aus dem Englischen von Johannes Henrich (Wanja)
von Heiseler (24.12.1938-11.04.1997)

Durchgesehen von Till Nikolaus und Ingrid von
Heiseler

Johannes Henrich von Heiseler [geplant, aber nicht mehr
ausgeführt]:

„Nachwort, Glossar, Fotografien auf den Seiten

06.23.96/07.02.95“

Das Buch wurde nicht in Englisch gedruckt.

Covergestaltung: Sophia Nabokov,
Zeichnung: Nam Chau

Die Unterteilung der drei Hauptkapitel in viele kleine Kapitel hat Ingrid von Heiseler vorgenommen. Sie geschah auf Anregung der damals vierzehnjährigen Emilia von Heiseler.

Impressum

Ingrid von Heiseler
Am Mühlengraben 22
38440 Wolfsburg
Telefon: 05361 22874
ingridvonheiseler@t-online.de
www.ingridvonheiseler.de

Inhalt

4

Vorspiel.....	
Petrograd und Troizk.....	
Petrograd.....	
Mit Mama auf Reisen.....	
Unsere Zeit in Troizk.....	
Wie ich schwimmen lernte.....	
Kosakenpferde.....	
Sommer in Kitschigno.....	
Draußen schlafen.....	
Zurück in Troizk.....	
Ich verliebe mich in Nina.....	
Der Kampf um Troizk beginnt.....	
Die Rotgardisten erobern die Stadt.....	
Ich muss eine Grausamkeit miterleben.....	
Abschied von Troizk.....	
Irkutsk.....	
Die Eisenbahnreise beginnt.....	
Wir sehen viele unterschiedliche Menschen.....	
Wir verlassen den Zug in Inokentewskaja.....	
Ankunft in Irkutsk.....	
Meine Freizeit und Taubenzucht.....	
Unser Vermieter.....	
Eintritt in die Kadettenschule.....	
Misshandlungen durch die Kameraden.....	
Ich werde mit Kommandos vertraut und darf am Wochenende nach Hause.....	
Erlebnis mit einem General.....	
Ich werde Katjas Kurier und schlafe im Freien.....	
Bürgerkrieg? Ich werde Tagesschüler.....	
Wir „teilen das Schicksal“ der älteren Kadetten.....	
Irkutsk: von den Roten eingenommen und der Schmuck im Muff.....	
Einige aufregende Dinge noch in Irkutsk.....	
Frühlingsbad in der Angara.....	
Abreise aus Irkutsk.....	

Zurück in Petrograd	
Ankunft und Schulbesuch	
Freizeit	
Zwei Ereignisse.....	
Noch ein Fall.....	
Einbruchsversuch.....	
Ich wohne alleine in der Wohnung, die Schwestern kommen am Wochenende.....	
Ich warte auf Mama	
Letzte Erlebnisse in Petrograd	
Reise nach Deutschland	
Boris schreibt einen Brief aus Deutschland.....	
Anhang.....	
1. Auszüge aus: Bernt von Heiseler, Haus Vorderleiten. Erinnerungen. Stuttgart: Steinkopf 1971.	
2. Ahnentafel.....	

Für Mama

Und um Darjas Trauer zu lindern
Kommt jetzt Nachbar und Nachbarin
„Und was wird nur jetzt aus den Kindern“,
So reden sie vor sich hin;
„Und mühevoll wird Darjas Leben,
Und Dunkles steht ihr noch bevor,
Und Trost wird ihr keiner dann geben“,
So heißt es einstimmig im Chor.

Nikolai Nekrassow

Vorspiel

Diejenigen meiner Leser, die noch das Petersburg der Zeit vor dem ersten Weltkrieg gekannt haben, werden sich an das schöne weiße Haus auf der Krestowski-Insel erinnern, das den Heisellers gehörte, um genau zu sein dem alten Herrn v. Heiseler, dem wohlhabenden Petersburger Bankier.

Stefan, der Schlittenkutscher, stand wartend am Haupteingang. Er dachte darüber nach, wen von den jungen Herrschaften er wohl an diesem Abend zu fahren haben würde. Sie waren alle feine, junge Herren. „Eigentlich“, dachte er, „macht es keinen Unterschied, wer es diesmal ist; aber wenn ich es wüsste, dann könnte ich mir auch vorstellen, wohin die Fahrt heute gehen wird.“ Sie hatten nämlich alle ihre Lieblingsziele: Der junge Herr Henry, der älteste, hätte wahrscheinlich seine deutsche Frau zu einer Vorstellung im Alexander-Theater begleitet, bei dem jungen Herrn Bery, dem Arzt, wäre es entweder um einen dringenden Krankenbesuch oder um eine hochtheoretische Vorlesung gegangen, Herr Ery, der junge Offizier, besuchte am liebsten die Zigeuner und das Ballett.

„Guten Abend, Stefan!“ Es waren Ery und seine Frau. Stefan hatte Recht gehabt: Zu den Zigeunern sollte es gehen.

Ery, der groß gewachsen war und gebieterisch wie ein Herr aussah, half seiner Frau Nadjeschda zärtlich in den Schlitten; offensichtlich war er sehr um ihre Gesundheit besorgt. Die Pferde trabten an, und als Ery stolz seinen Arm um Nadjas Schultern legte, verriet ihr Blick, wie

unglaublich glücklich sie beide waren. Die Glöckchen klingelten, während der Schlitten schnell und glatt durch den Schnee zog, und im Nu hatten sie die Stadt weit hinter sich gelassen. Die Sterne leuchteten und der blaue Himmel schien über dem Weiß des Schnees noch blauer als sonst.

Die scharfe, kalte Luft kitzelte die Nase und die Backen wurden davon rot. Aber die beiden waren warm und bequem eingepackt und Nadja konnte ihre Wange an den weichen, warmen Pelz ihres Mantelkragens schmiegen...

Jetzt war das Ziel erreicht. Stefan hatte die Pferde zum Halten gebracht und half den Herrschaften beim Aussteigen. Dann legte er Decken auf die dampfenden Pferderücken und ließ das Gespann stehen, um sich mit den anderen Kutschern zu unterhalten, während Ery und seine Frau in einen Saal eintraten, der gleichzeitig als Bühne, Bar und Restaurant diente. Sie setzten sich an einen Tisch und waren auf der Stelle von Zigeunerinnen umgeben, die Kleider in den wildesten Farben und mit grellbunten Verzierungen trugen. Sogleich wurde für alle Champagner bestellt und Ery bat um sein Lieblingslied, Seliga sollte es vorsingen. Dann kamen andere Lieder und Tänze und es gab noch mehr Champagner und auch das Gelächter und die Fröhlichkeit schwollen noch mehr an.

„Ich möchte mir die Karten legen lassen“, erklärte Nadja kapriziös. Auf ein Zeichen von Ery wurde das Lied, das man gerade sang, abrupt beendet und die alte Dunja wurde an den Tisch herangewinkt.

Die alte Zigeunerin setzte sich Nadja gegenüber und holte ein Päckchen schmieriger Karten hervor. Nadja musste sie mischen und sie dann mit der linken Hand der

Zigeunerin zurückreichen. Dunja, die mit ihren flinken braunen Fingern die Karten auf dem Tisch verteilt hatte, hieß Nadja ein paar davon aufnehmen und ordnete die übrigen zu einigen Stapeln. Während all dieser Vorbereitungen herrschte fast völlige Stille und die anderen Zigeunerinnen standen respektvoll im Kreis um die Besucher und die Kartenlegerin. Jedes Gesicht spiegelte Spannung und Scheu.

„Großes Glück gibt es für Sie, gnädige Frau. Es dauert nicht lang, aber es ist wahres Glück. Da gibt es den Mann, den Sie lieben, einen großen, gesunden, reichen Mann. Da gibt es seine Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen. Ich kann ein weißes Haus sehen und Sie, gnädige Frau, haben da ein glückliches Zuhause und da gibt es reiche Verwandte, gnädige Frau, und alle sind Ihnen gut. Da gibt es bei Ihnen einen alten Mann, gnädige Frau, der zu früh sterben wird, und sein Tod wird zu einem Wendepunkt in Ihrem Leben. Durch ihn kommt ein großes Vermögen auf den Weg zu Ihnen, aber es wird Sie niemals erreichen, gnädige Frau. Denn ein großer Brand wird entstehen und viele Häuser werden zerstört werden und Ihr großer Mann wird sterben und ein anderer großer Mann wird auch sterben und das Gold wird schmelzen und das Haus wird verloren gehen. Ein Zuhause wird es für Sie nicht mehr geben, gnädige Frau, solange Sie Ihre Kinder um sich haben. Liebe und gute Kinder werden es sein und viel Glück werden Sie Ihnen bringen, aber Sie werden sich von ihnen trennen müssen. Da gibt es einen Freund für Sie, gnädige Frau, es ist Ihr eigener Sohn, aber sein Leben wird schwer sein und auch Sie werden ein schweres Leben haben. Sie alle werden einen langen Weg zu gehen haben und Sie werden viel Not erdulden müssen und Sie werden großes Elend

sehen, aber das große Glück, das Sie jetzt genießen werden, wird Ihnen später helfen, alles zu ertragen ..."

Petrograd und Troizk

Petrograd¹

Mein Vater und seine beiden Brüder waren russische Offiziere. Einer meiner Onkel, Henry, hatte eine Deutsche geheiratet und sie hatten zwei Söhne: Erik und Bernt. Sie lebten immer in Deutschland und betrachteten sich als Deutsche. Zufällig kamen sie gerade vor dem Ausbruch des Großen Krieges, des ersten Weltkriegs, zu einem Besuch zu den Großeltern nach Petersburg und konnten nicht nach Deutschland zurück.

Beide Jungen, die ein paar Jahre älter waren als ich - ich war sechs - spielten manchmal mit mir. Wir hatten einige hübsche Bleisoldaten in verschiedenen Uniformen. Ich war immer sehr darum bemüht, dass ich die Soldaten mit der russischen Uniform bekam und brachte es mit dem Einsatz all meiner List immer dahin, dass meine Vettern die Deutschen und Österreicher erhielten. Ich fand es merkwürdig, dass sie sich niemals dagegen wehrten.

Wir spielten also meist mit den Bleisoldaten, ohne uns zu streiten. Nur einmal geschah etwas, das ich damals nicht verstehen konnte.

¹ Sankt Petersburg, 1914 bis 24 Petrograd, 1924 bis 1991 in Leningrad umbenannt, ist mit über 4,8 Millionen Einwohnern die nach Moskau zweitgrößte Stadt Russlands und eine der größten Städte Europas. Die Stadt war vom 18. bis ins 20. Jahrhundert die Hauptstadt des Russischen Kaiserreiches, ist ein europaweit wichtiges Kulturzentrum und beherbergt den wichtigsten russischen Ostseehafen.

Wir waren alle dabei, ruhig zu spielen. Die beiden hatten ihre Soldaten aufgestellt und sahen sehr glücklich und fröhlich aus, als sie mir berichteten, der Widerstand in Verdun sei gebrochen und die Alliierten würden an jeder Front geschlagen. Ich war damals zu klein, um wirklich verstehen zu können, was sie sagten. Aber ich glaubte in ihren glücklichen Gesichtern und in ihren leuchtenden Augen zu lesen, dass es sich um eine sehr gute Nachricht handelte. Um ihre Freude noch zu steigern, erzählte ich nach kurzer Überlegung:

„Die Deutschen sind alle tot. Kaiser Wilhelm ist verbrannt.“

Zu meinem äußersten Erstaunen stießen die beiden keine Begeisterungsschreie aus, sondern rannten heulend aus dem Zimmer. Damals erlebte ich zum ersten Mal, dass der Krieg (selbst im Spiel) Menschen zum Weinen bringt.

Papa wurde mehrmals verwundet, und als er zum letzten Mal an die Front ging - freilich wussten wir damals nicht, dass es das letzte Mal sein würde - sagte meine kleine Schwester zu ihm: „Papa, geh nicht in den Krieg, die Deutschen werden dich totschießen!“ Er lächelte nur - das Lächeln werde ich niemals vergessen.

Mein Stiefbruder und ich hatten einmal eine Grube vor dem Haus gegraben. Vom Dienstmädchen hörten wir, wir sollten das nicht tun, weil sonst jemand aus dem Hause sterben würde.

Genau an diesem Tag fiel mein Vater. Ich liebte ihn und war sehr, sehr traurig, aber weinen konnte ich nicht. Ich weiß noch heute, dass mich das damals quälte, denn ich

bildete mir ein, dass zu wirklicher Trauer Tränen gehörten.

Nach meines Vaters Tod zog Mama um und sie nahm uns alle mit. Mein Stiefbruder, der ein Jahr älter als ich war, kam bald in die Kadetten-Schule und ich bekam meine ersten Stunden im Lesen und Schreiben. Ich war gelb vor Neid auf meinen Bruder, aber ihm gefiel es überhaupt nicht, beim Militär zu sein.

Manchmal, viel zu oft, nahm mich mein Kindermädchen zu einem Spaziergang mit. Es war unglaublich langweilig! Anscheinend gefiel ihr alles, was besonders uninteressant war, wie zum Beispiel die Gärten der Wassiljewski Insel, und nur selten konnte ich sie zu einem Spaziergang am Ufer der Newa überreden. Die Newa hatte für mich sehr viel Aufregendes und Abenteuerliches: Der breite Fluss besaß wunderschöne Einfassungen aus Granit und zwei Sphixe aus dem gleichen Stein, dazu Brücken und Schiffe aller Art. Die Nikolausbrücke konnte hochgezogen werden, um die Ozeandampfer und die großen Kriegsschiffe durchzulassen. Dann war in der Mitte immer eine riesige Lücke, und wenn zufällig gerade dann ein Fußgänger oder eine Kutsche in der Mitte gewesen wäre, wären sie einfach in den Fluss gefallen und ertrunken. Aus irgendeinem Grund kam es kein einziges Mal dazu. Das Kindermädchen erlaubte mir niemals, dem Wasser zu nahe zu kommen oder auf die Sphixe zu klettern, aber ich durfte „vor den Ungeheuern stehen bleiben und sie betrachten“. Solange ich auch da stand und sie anschaute, niemals war es mir zu lange! Was mich besonders erstaunte, war, dass ihre Gesichter jedes Mal, wenn ich sie sah, etwas anderes auszudrücken schienen, als ob sie

lebendig wären. Sie konnten zufrieden, verärgert, abwesend, freundlich, kühl oder grausam aussehen. Aber eines blieb immer gleich: Immer warteten sie, warteten auf etwas Seltsames. Würde das jemals kommen? Es gab einige Pfosten, die aus dem Fluss herauschauten und an denen man die Höhe des Wasserspiegels ablesen konnte. Wenn der Wind vom Meer her kommt, sagte mir mein Mädchen, würden sie völlig im Wasser verschwinden. Dann würde man von der Peter-Pauls-Festung aus als Flutwarnung einen Kanonenschuss abfeuern. „Wir müssten dann sofort nach Hause gehen“, setzte sie hinzu.

Mit Mama auf Reisen

Als wir Papa verloren hatten, konnte Mama die gewohnte Umgebung nicht mehr ertragen. Daher ging sie auf Babuschkas² Rat hin auf eine lange Reise und ich sollte sie begleiten. Wir fuhren nach Moskau, Saratow, Kasan und in viele andere Orte, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnern kann. In Moskau blieben wir nur ein paar Tage. Wir sahen den Kreml mit seinen schönen, glitzernden Zwiebeltürmen und einen Platz, auf dem Hunderte von Kanonen standen. Napoleon hatte sie, wie Mama sagte, zurücklassen müssen, als die Russen die Stadt Moskau in Brand gesteckt hatten. Eine Kanone war besonders groß. Sie war reich und schön verziert, und weil sie so groß war, wurde sie die Zaren-Kanone genannt. Auch eine Zaren-Glocke gab es im Kreml. Eine riesige Glocke war das, die einmal, lange vor der Zeit, als Napoleon auf Moskau marschiert war, von einem Glockenturm herabgefallen war. Seitdem stand sie an dem Fleck, wo sie hingefallen war, denn sie war viel zu schwer und zu groß, als dass man sie wieder hätte hinaufbringen können. Ein Stück der Glocke war ausgebrochen; dadurch war eine Öffnung entstanden, gerade groß genug, dass sogar ein Erwachsener hindurchgehen konnte, ohne sich bücken zu müssen.

Im Inneren der Glocke war es erfrischend kühl und dunkel und es wuchs da kein Gras.

Aus irgendeinem Grunde blieb Mama nicht lange in Moskau. (Ich glaube, es muss daran gelegen haben, dass sie Papa zum ersten Mal in Moskau getroffen hatte und sie dort deshalb auf Schritt und Tritt an ihn denken

² Großmutter

musste.) Danach fuhren wir nach Saratow. Mama nannte es eine typische russische Provinzstadt. Mir gefiel es ganz gut, trotz der Worte „typisch“ und „Provinz“, die für mich überhaupt keine Bedeutung hatten, außer dass mit ihnen offenbar etwas sehr Unerfreuliches verbunden war.

Die Art, wie die Häuser in ihren Obstgärten hinter hohen Zäunen versteckt lagen, hatte auf mich eine seltsame Anziehungskraft. Das war so ganz anders als in Petrograd oder selbst in Moskau, wo man das Nachbarhaus durch den Garten sehen konnte, ohne das Tor zu öffnen.

Anders als in Petrograd waren auch das Holzpflaster, die sandigen Straßen und eine eigenartige Mischung aus dem Duft von Flieder und gerösteten Sonnenblumenkernen.

In Saratow aßen wir auf einem Dampfer, der Touristen die Wolga hinunterführte, zu Mittag. An dem Tag war ich wahrscheinlich für Mama ein sehr anstrengendes Kind. Zunächst wollte ich, nachdem ich etwas frischen schwarzen Kaviar gegessen hatte, kein ordentliches Mittagessen mehr und Mama regte sich sehr darüber auf - ich aß ihrer Meinung nach niemals genügend, auch als es noch in Fülle zu essen gab. Ich hatte darauf bestanden, dass wir die Dampferfahrt auf der Wolga mitmachten, obwohl Mama an diesem Tag etwas ganz anderes vorgehabt hatte. Jedenfalls tat es ihr dann nicht mehr leid, dass sie nachgegeben hatte. Nachdem ich nämlich selbst gemerkt hatte, wie ungezogen ich gewesen war, fasste ich den Entschluss, besonders lieb zu sein, und verhielt mich den Rest der Reise über mustergültig.

Die Wolga war schon zu der Zeit, als Mama noch ein kleines Mädchen gewesen war, ihre große Liebe und sie wusste sehr viel über den Strom und seine Geschichte.

Sie erzählte mir Geschichten vom Fluss und die Hauptrolle spielten darin edle Räuber, die mit Gold beladene Schiffe kaperten und das Gold unter die Armen verteilten. Sie erzählte mir auch von Stenka Rasin, der sich in eine schöne Kaufmannstochter verliebte, die er dann aber nicht heiraten konnte, weil sie erfahren hatte, dass er ein Räuber war.

Auf dem steilen Flussufer zu meiner Rechten zeigte mir Mama den Platz, wo früher einmal die Räuber im Hinterhalt gelegen hatten. Als wir an der Stelle vorbeifuhren, spürte ich eine Beklommenheit in mir aufsteigen, ein Gemisch aus Furcht, Bewunderung und Achtung für diese seit langem Toten, deren Geist immer noch unter uns lebendig war. Das andere Ufer des Stroms lag weit entfernt, von uns durch das unermesslich breite Wasser getrennt.

Das langsame und würdevolle Dahinfließen ihrer Wasser und die Breite der Wolga erfüllten mich mit einem Gefühl der Ehrfurcht und mit einer seltsamen Sehnsucht. Ich fühlte mich so winzig, so unbedeutend, und ich begriff zum ersten Mal im Leben die Bedeutung des Wortes „Ich“. Ich, der kleine Junge in der großen, wunderbaren Welt. „Wolga - weiter ... freier ... lieber Fluss ...“ war alles, was ich sagen konnte. Mama, so schien mir, verstand mich. Sie sagte nichts.

Wir kamen nach Kasan. Ich konnte nicht glauben, dass wir noch in Russland waren, denn die Leute sprachen eine fremde Sprache und trugen sonderbare Kleider. Die Männer hatten leuchtend bunte Morgenmäntel an, Stiefel aus Saffian-Leder und auf dem Kopf kleine Käppchen. Die Frauen hatten ähnliche Stiefel und Käppchen. Die Käppchen trugen sie genau über der Stirn und darüber

hatten sie einen Schleier gezogen, so dass ihr Gesicht nicht zu sehen war. Mama sagte mir, dass alle schönen Tatarenmädchen einen Schleier trügen, weil sie Angst hätten, dass irgendein böser Mensch sie verzaubern könnte. Sie taten mir ziemlich leid.

Auch die Häuser und Kirchen waren ganz anders als die, die ich von zu Hause kannte.

Als wir eine Straße überquerten, an der ich eine Tataren-Kirche entdeckt hatte, die statt eines Kreuzes einen Halbmond trug und deren Kuppel so seltsam anders aussah als unsere Kirchenkuppeln, begegnete uns ein kleiner Leichenzug. Die Leute waren anscheinend in großer Eile, aber es sah nicht so aus, als sei einer von ihnen traurig. Mir schien das alles sehr merkwürdig, aber Mama erklärte mir, dass nach der Religion mancher Völker das Paradies so schön sei, dass man die Verstorbenen nicht aufhalten dürfe, sondern dafür sorgen müsse, dass sie so schnell wie möglich dahin kämen, und dass das Wissen darum, dass die Toten bald im Paradies sein würden, den Angehörigen helfe, ihre Trauer zu vergessen. Ich wünschte mir damals, dass Mama ein wenig von dieser Philosophie übernommen hätte, aber sie blieb traurig und weinte, wenn sie alleine war. Wir kehrten nach Petrograd zurück.

Unsere Zeit in Troizk

Als es dann in Petrograd schwierig wurde, etwas zu essen zu bekommen, entschloss sich meine Mutter, uns alle mit aufs Land zu nehmen, um uns vernünftig ernähren zu können. Als sie noch nicht unentschlossen war, wohin wir fahren sollten, bekam sie einen Brief von einem Freund mit einer Einladung für sie und uns alle nach Troizk. Das war eine kleine Stadt direkt an der sibirischen Grenze.

Als wir mit vielen Schrankkoffern und zahlreichen anderen Koffern aus Petrograd abfuhren, war gerade die Revolution³ ausgebrochen. Ich kann mich vage daran erinnern, dass ich Lastwagen voller Soldaten und Studenten mit roten Bändern und Gewehren sah, Kosaken, die in Sotnjas, in Hundertschaften, die Straßen entlang ritten, und besonders daran, dass nirgendwo mehr Polizisten zu sehen waren.

Im Zug durchsuchten schwer bewaffnete Soldaten alle Abteile. Sie suchten offenbar irgendetwas, das sie nicht finden konnten, denn an jedem Bahnhof kamen sie wieder und suchten weiter. Einmal, kurz vor einem Aufenthalt, wurde ich von einem Mann in Polizeiuniform gebeten, mich zusammen mit ihm im Klosett einzuschließen, und, wenn man von außen rufen sollte, zu antworten, ich sei noch nicht fertig. Das machte ich auch. Er tat mir sehr leid.

Wir kamen nach Troizk. Das erste, was ich nach unserer Ankunft unternahm, war die Gegend zu inspizieren, in der wir eine Zeit lang zu Hause sein würden. Das Haus selbst hatte für mich nicht viel Aufregendes: Es war teils

³ Oktober 1917

aus Holz und teils aus Stein gebaut, hatte einen riesigen Balkon, sah nach außen sehr anständig aus und war innen gemütlich. Es hatte einige „gute Ausgänge“, nämlich Türen und Fenster, durch die ich, wenn ich wollte, unbemerkt verschwinden konnte.

Der Hof war weitaus interessanter. Er war von verschiedenen landwirtschaftlichen Gebäuden umschlossen: einem Heustadel, leeren Ställen und Scheunen. Am nächsten Tag setzte ich meine Inspektion fort und fand dabei Gänge, die alle diese verschiedenen Bauten miteinander verbanden und schließlich zu einem Dach führten, von dem man wieder auf die Erde klettern konnte. Diese Entdeckungen wurden später sehr nützlich, als es darum ging, mich beim Spiel oder auch im Ernst vor Freunden oder Feinden zu verstecken. Wie kunstvoll und ausgearbeitet mein Netz von Geheimgängen auch war, es war überhaupt nichts im Vergleich mit dem, was mir ein paar Tage später von meinem neu gewonnenen Freund, der Akmedjan hieß, gezeigt wurde. Er war der netteste Tatarenjunge, den ich je kennengelernt habe. Auch Mama gewann ihn allmählich lieb, obwohl er jedes Mal darauf bestand, sich die Füße zu waschen, wenn er von uns zum Abendessen eingeladen wurde.

Das erste Mal begegneten wir einander auf der Straße, wo er mir half, einen Splitter aus meiner großen Zehe zu ziehen. In diesem Sommer durfte ich nämlich zum ersten Mal barfuß herumlaufen.

Das nächste Mal, als wir uns trafen, waren wir schon alte Freunde. Nachdem ich Akmedjan meine Geheimgänge gezeigt hatte, die er sich mit lebhafter Aufmerksamkeit ansah, zeigte er mir seine. Um sie zu besichtigen, musste man eine gehörige Strecke von der Stadt aus zu Fuß

gehen, aber das war es auch wert, denn dort gab es die aufregendsten dunklen unterirdischen Tunnel, Höhlen und Gänge. In einem verliefen wir uns beinah. Niemand schien da zu wohnen und Akmedjan sagte, er habe nie jemanden in der Nähe gesehen. Aber Akmedjan wusste, wer das alles gegraben hatte und sogar weshalb.

„Hast Du jemals von dem großen Ataman Pugatschow gehört? Er hat diese Gänge gegraben, er und seine Kosaken. Und sie haben sich hier immer vor ihren Feinden versteckt.“

Ich fragte Akmedjan, wer denn die Feinde Pugatschows gewesen seien, aber das wusste er nicht...

In Troizk kam ich dann auch im Alter von acht Jahren in die Schule. Ich war ein guter Schüler und meist machte ich meine Hausaufgaben sehr schnell. In meiner freien Zeit spielte ich dann gewöhnlich mit „meinen“ sechs Hunden. Ich nannte sie „meine“ Hunde, denn bevor ich mich ihrer annahm, hatten sie keinen Herrn. Diese Hunde waren gefährliche und wilde Tiere und dauernd drohten Leute, die von ihnen gebissen worden waren, dass sie sie umbringen würden. Deshalb musste ich mich sehr um meine Hunde kümmern und ich hielt sie auf dem riesigen Balkon, der mir zur Verfügung stand, eingesperrt. Ich war der einzige, dem sie gehorchten, und ich lehrte sie ziemlich viele Kunststücke. Vor allen Ryshik - ein Wolfshund und mein Lieblingstier - war ein besonders lieber und guter Hund, der die schwierigsten Befehle ausführte.

Ich erinnere mich an Ryshiks Meisterstück. Damals brach in einer Schnapsfabrik ein Feuer aus und die Bewohner von Troizk drangen trotz der Gefahr in die

brennenden und explodierenden Lager und Keller ein, um sich gratis ein paar Flaschen Wodka zu holen.

Ein betrunkenener Kosak, der wild einen großen Glasballon mit Wodka in der grünen Farbe des *Samogonka*, des Selbstgebrannten, schwenkte, kam mit schrecklicher Geschwindigkeit im Galopp die Straße heraufgeritten. Er hatte offenbar vollständig vergessen, dass er im Sattel saß, denn er bewegte sich sorglos, ließ die Zügel hängen, sprach mit irgendjemandem in den Wolken und gab überhaupt nicht darauf acht, ob seinem Pferd irgendetwas oder irgendjemand im Weg war.

„Du gibst immer mit deinen Hunden an. Warum bringst du diesen Reiter nicht zum Stehen?“ fragte mich einer der Jungen.

„Das ist doch kinderleicht“, war meine Antwort, „Ryshik kann das.“

Äußerlich war ich ruhig, aber innerlich aufgeregt und voller Zweifel, denn wahrscheinlich konnte kein Hund - nicht einmal Ryshik - ein Pferd in vollem Galopp aufhalten.

Ich sprach ein paar Worte mit Ryshik. Er rannte auf das Pferd los und bellte ein paarmal, während er dem Pferd näher kam. Das Pferd kam plötzlich unvermittelt zum Stehen, der Kosak saß kerzengerade im Sattel, sein rotes Gesicht drückte Verblüffung und Erstaunen aus. Ein Wunder, dass er in seinem betrunkenen Zustand und ohne auf diesen plötzlichen Halt in seinem wilden Lauf vorbereitet zu sein, überhaupt im Sattel blieb. Aber er war natürlich ein Kosak.

Dann muss ihm die Erkenntnis, dass es ein Hund war, der seinen Ritt aufgehalten hatte, gedämmert haben. Mit

einem Ausdruck von Verblüffung und Brutalität zog er seine *Schaschka*, den breiten Kosakensäbel. Rasch rief ich Ryshik zurück und zu meinem Glück kam er zu mir, gerade bevor die tödliche Waffe niedersauste. Aber der Kosak war anscheinend ganz zufrieden, denn er steckte den Säbel wieder in die Scheide und setzte seinen Wahnsinnsritt fort.

Wie ich schwimmen lernte

Außer meinen Hunden hatte ich viele Freunde, von denen ich Akmedjan am liebsten mochte. Wir waren unzertrennlich. Er brachte mir einige Wörter und Sätze in tatarischer Sprache bei, zeigte mir die Orte, wo es den besten *Kumys*, das Landesgetränk der Tataren, gab, und lehrte mich, wie man Pfeilspitzen herstellt und, zum großen Ärger meiner Mutter, die Kunst, auf den Fingern zu pfeifen. Außerdem brachte er mir das Schwimmen bei.

Seine Schwimmstunde werde ich niemals vergessen! Wir gingen zum Fluss und zogen uns nahe der Brücke aus, sodass wir nichts an hatten außer den Kreuzen um unseren Hals. Das heißt, Akmedjan hatte kein Kreuz, als Muslim glaubte er an Allah und Mohammed anstatt an Christus. Aber ihm gefiel mein hübsches Kreuz sehr. Es war auf der einen Seite golden und hatte auf der anderen schöne farbige Intarsien. Es hing an einer langen goldenen Kette an meinem Hals und ich war überzeugt, dass mir, solange ich es um hatte, nichts geschehen konnte.

„Komm, gehen wir auf die Brück“, sagte Akmedjan, „und ich werde von da oben herunterspringen und tauchen; danach bringe ich dir dann das Schwimmen bei.“

Leichtgläubig ging ich mit. Als wir auf der Brücke waren, gab mir Akmedjan plötzlich einen Stoß und ich fiel kopfüber in den Fluss. Auf diesen Verrat war ich durchaus nicht vorbereitet und hatte daher keine Zeit mehr, an Furcht denken. Ich schwamm, indem ich instinktiv wie ein Hund paddelte, ans Ufer. Ich war so

außer Atem, als ich das Ufer erreicht hatte, und so froh, dass ich noch am Leben war, dass ich Akmedjan, der mich lächelnd beobachtete, nicht ausschimpfen konnte. Als ich mich erholt hatte, sagte er, dass das die einzige Art sei, wie man jemandem das Schwimmen beibringen könne, und dass ich jetzt überhaupt keine Angst mehr vor dem Wasser haben würde.

Als wir schon dabei waren, unsere Kleider anzuziehen, erinnerte ich Akmedjan daran, dass er vorgehabt hatte, von der Brücke zu springen und zu tauchen.

„Natürlich“, sagte er und zog sich wieder aus.

Gerade vor seinem Sprung sah ich etwas, das wie Gold im Wasser glitzerte. Ich zeigte es Akmedjan und er sagte, er werde danach tauchen. Wir waren beide äußerst erstaunt, als er aus dem Wasser kam und mein Kreuz in der Hand hielt. Es musste mir über den Kopf gerutscht sein, als ich den Purzelbaum ins Wasser machte.

„Was für ein Wunder, dass ich nicht ertrunken bin, wo ich doch ohne mein Kreuz war!“ dachte ich.

Ich war so froh, dass ich mein Kreuz zurück hatte, dass ich Akmedjans Verrat völlig vergaß, und ich bedankte mich bei ihm, dass er mir so schnell das Schwimmen beigebracht hatte.

Kosakenpferde

Mit Akmedjan und den anderen Jungen ritt ich immer die Kosakenpferde zur Tränke im Fluss. Anfangs wollten die Kosaken mir kein Pferd geben, offenbar glaubten sie, ich könnte nicht reiten. In ihren Augen war ich ein Muttersöhnchen. Immer waren sie sehr höflich zu mir und sie redeten mich anders an als die anderen Jungen. Zu mir sagten sie immer „Sie“ und niemals „du“. Es war so demütigend, denn diese Anrede zeigte mehr als sonst irgendetwas, dass ich in ihren Augen den anderen unterlegen war.

Ich war so sehr darauf versessen, ein Pferd zum Fluss zu reiten, dass ich einen verzweifelten Schritt unternahm. Die Kosaken hatten ein Pferd, einen kaum eingerittenen dreijährigen Don-Hengst, den niemand außer dem Besitzer, einem halbverrückten und immer betrunkenen Kosaken namens Antonow, reiten wollte. Antonow war als der beste *Dschegit* und der kühnste Kosak seiner Hundertschaft bekannt und berühmt, aber in friedlichen Zeiten war er immer betrunken und kümmerte sich sehr selten um sein Pferd, was einem Kosaken eigentlich gegen die Ehre ging. Die anderen Kosaken sahen nach dem Pferd und brachten ihm Wasser in den Stall, aber sie fürchteten sich, Schaitan (so hieß es) zu reiten.

Ich kam also eines Tages, nachdem die Jungen zum Fluss geritten waren, in den Stall. Einer der Kosaken grinste über das ganze Gesicht, als er mich sah.

„Warum reiten Sie nicht zusammen mit den anderen?“ fragte er in ironischem Ton.

„Eure Pferde sind mir zu zahm“, sagte ich frech, „aber wenn ich Schaitan reiten dürfte, wäre das eine andere Sache.“

„Den können Sie haben, aber beeilen Sie sich, sonst wird Schaitan den anderen nachgaloppieren und Sie in den Straßenstaub werfen“, sagte der Kosak. Er war noch sehr jung und stellte es sich sehr hübsch vor, wenn er den Spaß haben könnte zuzusehen, wie der wilde junge Hengst losrennen und versuchen würde, die anderen einzuholen. Dabei würde er mich irgendwo in den Straßenstaub werfen.

Der Kosak half mir, das Pferd zu trensen, was nach ein paar vergeblichen Versuchen schließlich auch gelang. Sobald ich aufgesessen war, fing das Pferd an zu steigen und auszuschlagen. Schaitan - Satan! Man hatte ihm den richtigen Namen gegeben.

Jedenfalls gelang es mir irgendwie, aus dem Hof auf die Straße zu kommen. Da fiel Schaitan plötzlich in einen so wilden Galopp, als wären Wölfe hinter ihm her. Zum Glück galoppierte er in Richtung Fluss.

„Alles ist großartig, wenn ich jetzt nur nicht runterfalle“, dachte ich. „Später wird er erschöpft sein und ruhiger werden.“

Ich hatte Unrecht. Schaitan, der die anderen Pferde gerochen oder gehört hatte, wandte sich plötzlich schnurstracks diesem Ziel zu. Ich wusste, dass das Flussufer an dieser Stelle steil und gefährlich war, aber über dieses wilde Pferd hatte ich keine Gewalt. Die Sache war die, dass die Jungen dieses Mal die Pferde in die Schwemmen zu reiten und zu waschen hatten und sie schwammen mit ihnen eine kleine Strecke flussabwärts.

Die Jungen badeten auch selbst, ohne sich die Mühe zu machen, sich auszuziehen. Es war an diesem Tag sehr heiß.

„Glänzend! Es macht nichts aus, wenn meine Sachen nass werden; die Kleider der anderen sind alle nass“, war mein einziger Gedanke, als Schaitan vom Ufer absprang. Ich dachte weder an die Gefahr noch an das Pferd. Die Jungen sahen mir bewundernd zu. Nicht nur, dass ich Schaitan ritt, ich sprang auch noch an der steilsten Stelle in den Fluss. Wenn sie nur gewusst hätten, wie hilflos ich in Wirklichkeit war!

Aber das war noch nicht alles!

Die Jungen hatten ihre Pferde gewaschen und sie wollten nicht auf mich warten. Nachdem Schaitan genug gesoffen hatte und noch bevor ich damit fertig war, ihn zu waschen, rannte er plötzlich in Richtung Heimatstall los und wurde schnell wie ein Pfeil. Die Hufe wirbelten Staubwolken auf und der Wind pfiff mir um die Ohren. Wäre irgendjemand im Weg gewesen, hätte ich über ihn weg springen müssen, da ich unmöglich anhalten konnte. In diesem Wahnsinnsgalopp kam ich bald zu unserer Straße und sah die Jungen am Tor stehen. Anscheinend hatte Schaitan nicht die Absicht, in seinem Lauf innezuhalten. Ich hatte große Angst, dass er am Tor vorbeirennen könnte. Das hätte alles verdorben!

Ich zog an den Zügeln, aber das hatte keine Wirkung. Ich nahm sie kürzer und zog mit ganzer Kraft; es änderte nicht viel. In einem verzweifelten Versuch, das Pferd vor dem Tor anzuhalten, beugte ich mich vorwärts und nahm die Zügel fast am Trensenring. Leider - oder zum Glück - beugte ich mich zu weit vor und machte darum einen Purzelbaum. Merkwürdigerweise landete ich auf den

Füßen und ich ließ dabei die Zügel nicht los. Das Pferd blieb stehen; ich hatte ihm offenbar einen Schock versetzt. Nachdem ich Schaitan mit einem freundlichen Klaps gelobt hatte, führte ich ihn mit selbstbewusstem Lächeln in den Stall. Das arme Tier war über und über mit Schaum bedeckt und atmete heftig.

Die Jungen nannten mich voller Bewunderung einen Dschegiten und die Kosaken gaben mir seitdem immer ein Pferd, wenn es zum Fluss ging.

Wenn wir nicht ritten, angelten wir, fingen Krebse oder stahlen Wassermelonen aus den Nachbargärten. Melonen stehlen war unsere Lieblingsbeschäftigung; man musste gut laufen und gut über Zäune klettern können und Melonen mussten eine Leibspeise sein. Für uns war dieser Sport gerade richtig. Aber er war nicht ungefährlich, denn die Feldhüter, die die Gärten bewachten, verabreichten den Eindringlingen, die das Unglück hatte, von ihnen erwischt zu werden, eine schlimme Tracht Prügel. Sie hatten Gewehre, die statt mit Patronen mit Salzkristallen geladen waren. Diese Munition war zwar meist nicht gefährlich, aber die Wunden schmerzten stärker. Einmal, als die Wächter uns nachgelaufen waren, bekam ich etwas Salz in die Wade und es tat sehr weh.

Sommer in Kitschigno

Ein paar Sommermonate verbrachten wir in einem Dorf, das Kitschigno hieß. Wir fuhren erst im Zug nach Tscheljabinsk und dann sechzehn Stunden lang in einem Pferdewagen. Während des ersten Teils der Kutschreise schlief ich. Im Morgengrauen wachte ich auf, als wir von der Straße auf einen holprigen Feldweg kamen, der an Hafer- und Roggenfeldern entlangführte. Wenn man sich umschaute, konnte man nur die goldenen Felder sehen, dazwischen ab und zu etwas roten Mohn oder blaue Kornblumen und zwei schwarze Radspuren, in denen unser Wagen rollte und die sich in dem weit entfernten Roggenfeld, aus dem wir kamen, zu einer einzigen Spur zu vereinigen schienen. Es war neblig und kühl, als die Sonne aufging. Auf den Feldern und auf dem Weg lag Tau. Der graue Schleier auf dem Gras am Boden verschwand mit einem Pferdetrtritt oder einer Wagenspur; dann wurde das Gras leuchtend grün. Wir sahen ein paar Wachteln und einen Falken. Der Kutscher sagte, im Winter seien oft Wölfe zu sehen. Ihn selbst hatten sie noch niemals angegriffen, aber sein Sohn hatte einmal nur mit Mühe entkommen können. Die eintönigen Felder wurden ab und zu von Birkenwäldern unterbrochen. In einem Wäldchen hielten wir an, um etwas zu essen. Jura (mein Bruder) machte Feuer im Samowar und meine Schwestern halfen Mama, die Essenskörbe auszupacken und die Tischdecken auszubreiten. In dem Wäldchen gab es viele Beeren und Pilze, aber Mama wollte nicht, dass wir sie pflückten, da wir noch einen weiten Weg vor uns hatten und sie nicht spät in der Nacht ankommen wollte. Sie versprach uns aber, dass wir, wenn wir erst einmal in

Kitschigino wohnten, so viele sammeln könnten, wie wir wollten.

Als der Kutscher am Abend sagte, Kitschigino sei in Sicht, waren wir alle müde und hungrig. Ich schaute nach vorne, aber ich konnte im Nebel nichts außer einem Kirchturm sehen, dessen Kreuz an der Spitze in der roten untergehenden Sonne glitzerte.

Als wir näher kamen, verzog sich der Nebel und ich konnte in dem Dunst eine Holzkirche und gemütliche Holzhäuser ausmachen, deren Fenster erleuchtet waren. Ein alter Kosak, unser neuer Hausherr und Vermieter, und seine Familie warteten auf der Bank vor dem Haus. Sie führten uns hinein und gaben uns in ihrer Küche etwas zu essen. Nur ein über einen Balken gehängter Sattel, eine Flinte und eine *Schaschka*, der breite Kosakensäbel, der an der Wand hingen, deuteten darauf hin, dass wir uns bei Kosaken befanden, sonst war es eine gewöhnliche Küche, wie man sie in jedem russischen Dorf finden konnte: Da war ein sauber geschrubbter Holzfußboden, ein weiß getünchter Ofen, eine Ecke mit einer Ikone und einer blauen Öllampe, ein riesiger Eichentisch und ein paar Bänke. Wir bekamen Quark und Schmand, selbstgebackenes Roggenbrot mit gesalzener Butter, süße Piroggen und Tee.

Kira, meine jüngere Schwester, schlief im Sitzen ein, bevor sie ihr Glas Milch ausgetrunken hatte. Mama war so müde, dass sie den größten Teil des Auspackens auf den nächsten Tag verschieben musste.

Wir hatten keinen Unterricht, nicht einmal Jura, der sonst immer Nachhilfestunden bekam, und daher hatten wir nichts zu tun außer dem, was uns Spaß machte. Wir gingen spazieren, badeten im Fluss, ritten, halfen unseren

Freunden, das Vieh abends von der Weide zu holen, spielten *Gorodki*⁴ und unterhielten uns überhaupt köstlich.

Zum Reizvollsten und Spannendsten in Kitschigino gehörte die völlig aus Holz gebaute Pfarrkirche, in der eine Quelle war. Dort entsprang ein richtiger Bach. Die Kirche war klein, aber viele Kerzen steckten an den Wänden und vor dem Chor. Einmal kam ich in die Kirche, um den Brunnen unter dem Bild des Nikolai Tschudotworny zu betrachten. Man erzählte, dass der Brunnen von diesem Heiligen erbaut worden sei, um die Ernten der Bauern vor einer schrecklichen Dürre zu retten. Als ich in die Kirche kam, fand gerade eine Bauernhochzeit statt. Alle Frauen trugen Sarafane, lange bäuerliche Kleider, in leuchtenden Farben, die Männer trugen rosafarbene Russenhemden und festlich geputzte hohe Stiefel.

Die Braut wäre sehr hübsch gewesen, wären ihre großen blauen Augen nicht rot geweint gewesen. Bei ihrem Abschiedsfest für ihre Freundinnen und Schwestern musste sie nach altem Brauch weinen. Danach musste sie geradenwegs in die Kirche kommen. Es war eine lange Zeremonie, aber der Chor sang sehr schön. Dennoch war ich froh, als die Braut und der Bräutigam die Eheringe tauschten und einander küssten. Beide erröteten und

⁴ Mannschaftssportart. Der Grundgedanke des Spiels ist es, fünf Holzklötzchen (*Gorodki*, „Städtchen“), die zu bestimmten Figuren aufgebaut werden, mit einem Wurfstock (*Bita*) aus einer bestimmten Entfernung (*Kon*, *Polukon*) von ihrem Platz (*Gorod*, „Stadt“) auf dem Spielfeld zu schlagen.

beide waren offensichtlich auch froh, dass es nun vorbei war. Es war die erste Hochzeit, die ich miterlebte.

Draußen schlafen

In Kitschigino wurde mir zum ersten Mal erlaubt, eine Nacht im Freien zu verbringen und zusammen mit den Bauernjungen die Pferde auf der Weide zu hüten. Es machte großen Spaß und mir gefiel es sehr gut. Jetzt wusste ich endlich, wie das ist, wenn man „nachts die Pferde hütet“. Ich verstand nun, warum es den Jungen so gefiel. Jeder von uns war auf einem Pferd geritten und hatte ein paar andere am Halfter mitgeführt. Nachdem wir unser Ziel erreicht hatten, wurden die Vorderbeine der Pferde so zusammengebunden, dass sie sich zwar frei bewegen konnten, dass wir sie aber jederzeit einfangen konnten, wenn wir wollten.

Wir machten ein Feuer und kochten uns Kohlsuppe und Buchweizenbrei zum Abendessen. Jeder außer mir hatte seinen eigenen Holzlöffel und sein Messer. Ich hatte mir immer gewünscht, einen dieser wunderschön lackierten Holzlöffel zu besitzen, den die russischen Bauernjungen im Stiefelschaft tragen. Aber ich war zu scheu, um Mama zu bitten, deshalb hatte ich bei dieser Gelegenheit keinen Löffel. Mein Vergnügen konnte das aber nicht dämpfen.

Nach dem Abendessen lagerten wir uns so bequem, wie wir konnten, rund um das Feuer und unterhielten uns. Ich hörte lieber der Unterhaltung der anderen zu, als selbst zu sprechen. Was konnte ich ihnen schon erzählen? Sie wussten so viel mehr. Sie kannten alle Pflanzen, alle Tiere; sie kannten alle natürlichen und übernatürlichen Erscheinungen. Wenn sie sich unterhielten, sprang das Gespräch oft von einem Gegenstand zum anderen.

Mich interessierte besonders die Jagd auf Wildkatzen. Ich war sehr erstaunt, als ich hörte, dass in Russland

Wildkatzen leben sollten. Ich hatte das vorher nicht gewusst. Zwei Jungen versprachen mir, mich das nächste Mal, wenn sie auf Wildkatzenjagd gehen würden, mitzunehmen. Inzwischen war es dunkel geworden. Wohin ich auch blickte, nichts war zu sehen außer den weiten Ebenen und dem Sternenhimmel. Im Dunkel schien es, als ob Schatten auftauchten und wieder verschwänden. Die Jungen erzählten unheimliche Geschichten von Geistern und Erscheinungen, aber ich wusste, dass diese Schatten nur unsere Pferde waren. Ich legte meinen Kopf auf den Boden und konnte dann ihren gedämpften Hufschlag hören. Irgendwo weit weg hörte ich einen Hund bellen, aber ich erkannte nicht, von welcher Seite der scheinbar unendlichen Ebene das Geräusch kam.

Einige Jungen gingen auf Wache; die anderen konnten schlafen oder reden. Gegen Morgen wurde es so kalt, dass ich mich entschloss, ein bisschen umherzugehen. Als ich wieder zum Feuer zurückkam, waren zwei Jungen damit beschäftigt, Tee zu machen. Im Osten war der Himmel schon heller geworden. Ein sanfter Morgenwind war zu spüren. Die Luft war ebenso frisch wie der Tau auf dem Gras. Mir gefiel der Geruch: eine Mischung aus dem Duft von Rauch, von Gras und von Tau.

Als die Sonne aufging, waren alle wach. Niemand sprach von dem „herrlichen“ oder „schönen“ Sonnenaufgang. So sprachen die Leute in Troizk, aber nicht die Bauernjungen. Sie waren einfach und benutzten einfache Worte.

„Was für eine rote Sonne!“ - so ähnlich hätten sie sich wohl ausgedrückt.

Ein paar Tage später ging ich mit den Jungen, die mir versprochen hatten, mich mitzunehmen, auf Wildkatzenjagd. Ich war furchtbar enttäuscht, als ich feststellen musste, dass die angebliche Raubkatze nur ein gewöhnlicher *Suslik*, ein Ziesel, war. Einen *Suslik* zu fangen ist ziemlich einfach. Man muss nur eine Schlinge aus Pferdehaar vor den Eingang zu seinem Erdloch legen. Das lose Ende der Schlinge muss mit einem Stock verbunden werden, der fest in den Boden gesteckt wird.

Einmal habe ich in Kitschigino auch an einer richtigen Jagd teilgenommen. Viele nahmen daran teil, aber nur wenige erlegten etwas. Einer schoss einen Hasen, und, weil ich es lernen wollte, sah ich ihm dabei zu, wie er ihm die Haut abzog. Der Hase wurde dann gebraten und schmeckte fabelhaft. Ein andermal hatten wir ein Picknick einige Wersts von Kitschigino entfernt. Wir fuhren gemeinsam mit verschiedenen anderen Leuten auf zwei Pferdewagen zu unserem Ziel und wir nahmen nicht nur Samoware und Butterbrote mit, sondern auch alles, was wir brauchten, um *Schaschlyk* zu machen.

Während die Männer ein tiefes Loch, das sie gegraben hatten, mit glühender Kohle füllten, um das *Schaschlyk* zu braten, bereiteten die Frauen das Hammelfleisch richtig vor. Wir Kinder wurden losgeschickt, um Himbeeren zu sammeln.

Als ich tief im Gebüsch war, hörte ich ein Geräusch, das so klang, als ob irgendjemand mit seinem Tritt das Schilf zerbricht. Ich schaute mich um und entdeckte rechts von mir einen riesigen braunen, haarigen Bären. Es war ein wirklicher Mischka⁵! Aber er schien mehr an den reifen

⁵ Mischka, der Bär: Ein russisches Volksmärchen

Beeren als an meiner bescheidenen Existenz interessiert zu sein. Ich konnte mich unbemerkt zurückziehen. Als ich zum Picknick kam, war die Grube gerade mit Kohle gefüllt worden. In einiger Entfernung von der Kohle wurden Reihen von Spießchen festgemacht, auf jedes waren viele kleine Stückchen Hammelfleisch gespießt. Der einfache Ofen wurde oben mit Brettern und Blättern zugedeckt. Nach einiger Zeit wurde er wieder geöffnet und das zarte und saftige Schaschlik verbreitete einen appetitlichen Duft. Es war ein wunderbares Gericht.

Niemand wollte mir glauben, dass ich einen Bären gesehen hatte. „Das musst du geträumt haben! Bären essen keine Himbeeren“, sagte einer von der Gesellschaft. Dann deklamierte er ein paar Zeilen eines kaukasischen Lieds, das mit den Worten „Ala verdy“ aufhörte.

Alle Erwachsenen waren in dieser albernen Stimmung. Die Frau des Schullehrers kicherte über die blöden Armenier-Witze, die der Richter erzählte. Warum werden die Menschen, wenn sie erwachsen werden, so langweilig? Mama, die verstanden hätte, was ich zu berichten hatte, war damit beschäftigt, alle zu versorgen. Die Kinder waren netter und zeigten größeres Interesse an meiner bedeutsamen Geschichte.

Zurück in Troizk

Bald nachdem wir wieder in Troizk waren, hatte ich ein besonderes Erlebnis. Und das kam so.

In Troizk lebte Kostja, ein schwachsinniger alter Bettler, aber einige Leute sagten, er sei ein Heiliger. In Russland sieht man oft in Halbverrückten von Gott gesandte Menschen - warum, weiß ich nicht. Ich ging an diesem Tag mit Wolodjka zum Baden, da Akmedjan etwas anderes vorhatte. Es war ein warmer Sonnentag und der blaue Himmel war wolkenlos. Wir beide alberten herum und waren sehr lustig. Wir trafen den schwachsinnigen alten Kostja und stellten ihm ein paar dumme Fragen. Anfangs meinte er, es wäre uns ernst damit, und er antwortete uns. Als er merkte, dass wir ihn zum Narren hielten, wurde er wütend.

„Ihr wagt es, mich auszulachen? Ich bin ein von Gott Gesandter“, schalt er uns. „Der Donner möge über euch hereinbrechen und der Blitz möge euch beide erschlagen!“

Wir lachten, wünschten ihm das Gleiche und gingen baden. Immer noch war schönes Wetter, aber jetzt waren ein paar weiße Wölkchen am Himmel zu sehen.

Wir zogen uns am Flussufer aus und sprangen ins Wasser. Kaum waren wir ein paar Minuten im Wasser, da bedeckte sich der Himmel mit schwarzen Wolken und es fing an, wie aus Kübeln zu gießen. Wir hörten Donnerrollen. Wolodjka und ich zogen uns in großer Eile an und rannten zu dem Kloster. Das war der nächste Ort, wo man sich vor dem Regen schützen konnte. Auf dem Weg dahin standen ein paar Bäume, aber Wolodjka hatte Angst, dass der Blitz dort einschlagen könnte. Wir

liefen, so schnell wir konnten. Plötzlich schlug der Blitz in einen Baum ein, vielleicht ein paar Dutzend Schritte vor uns. „Warum hast du Kostja ausgelacht?“ klagte Wolodjka „Habe ich dir nicht gesagt, dass er ein Heiliger ist?“ Der arme Wolodjka hatte solche Angst! Wir kamen sicher bei dem Kloster an und die Verwünschungen Kostjas hatten sich nicht erfüllt. Aber dennoch waren seine Worte nicht folgenlos. Wolodjka wurde sehr fromm und ging von da an oft in die Kirche.

Was mich anging, so habe ich seitdem keine alten halb verrückten Menschen mehr ausgelacht. Selbst wenn sie einem nicht den Blitz auf den Hals schicken können, können sie doch, so schloss ich, Gewitter herbeirufen.

In der Schule musste ich schwer arbeiten. Ich musste für die anderen Jungen viele Aufsätze schreiben. Gassilnikow, einer meiner Klassenkameraden, drohte sitzenzubleiben, und ich half ihm, soviel ich konnte, aber trotz allem schaffte er das Jahresabschlussexamen nicht. Armer Gassilnikow! Ich habe ihn nicht mehr im Gymnasium gesehen.

Ich verliebe mich in Nina

Gegenüber Mädchen waren wir distanziert, wie die meisten Jungen zwischen acht und dreizehn Jahren. Wir machten uns über sie nur lustig. Dann benutzten wir oft „Mat“, Flüche, an denen die russische Sprache so reich ist! Aber das machten wir nur, um männlich zu erscheinen, um unser Ansehen bei den anderen Jungen zu heben. Die furchtbare Bedeutung der Wörter, die wir benutzten, drang gar nicht in unsere kindlich-naiven Gemüter. Vielleicht gab es ein paar reifere Jungen, die wussten, worauf sich diese schrecklichen Flüche bezogen. Ich weiß nur, dass ich einer der besten beim Entdecken neuer, interessanter und langer, gewundener Flüche und Ausdrücke war, aber ich versuchte nie, ihre wirkliche Bedeutung zu ergründen.

Nur ein Ausdruck, den der erwachsenste und „männlichste“ Junge unserer Clique benutzt hatte, lenkte aus irgendeinem Grund meine Aufmerksamkeit auf die wirkliche Bedeutung und ich war tief erschrocken. Er sagte: „Nina habe ich gründlich durchgebürstet.“ Mir missfiel dieser grobe Ausdruck, weil ich (aber ich glaube nicht, dass das der einzige Grund war) zum ersten Mal im Leben so etwas wie Verliebtheit verspürte, und das Objekt meiner Anbetung war eben diese Nina.

Sie war ungefähr vierzehn Jahre, blond, hatte große blaue Augen und eine süße kleinen Figur. Sie sah genau so aus, wie ich mir die Prinzessinnen aus den Märchen vorstellte. Aber ich wurde kurz danach von meiner träumerischen Verehrung geheilt.

Wir spielten einmal ein Pfänderspiel und mit ein wenig Mogeln - was bei diesem Spiel bei Kindern häufig

vorkommt - hatte ich die Chance, Nina einen Kuss zu geben.

Danach schlug mir Nina vor, sich mit mir allein zu treffen, damit wir einander richtig küssen könnten. Ich glaubte, sie würde mir wieder einen Kuss geben, und mein Herz war voller Freude. Für mich war das etwas unglaublich Zartes, wonach ich mich wahnsinnig sehnte, und zugleich hatte ich Angst davor. Ich konnte den Zeitpunkt unseres Rendezvous nicht ruhig abwarten. Ich konnte meine Freude und mein Glück, die mich so in Verwirrung brachten, immer weniger ertragen, sodass ich mich am Schluss so unglücklich fühlte, dass ich mir ein Erdbeben wünschte, das die Scheune zerstören sollte, wo wir uns treffen wollten.

Aber ich musste mich aufmachen, denn anscheinend wurde das friedliche Dorf durch keinerlei Erdbeben erschüttert. Etwa um sechs Uhr nachmittags kam ich durch einen meiner Geheimgänge in die Scheune. Die Szene, die ich sah, machte mich sprachlos und ich blieb wie angewurzelt stehen.

In einer dunklen Ecke auf einer Seite der Scheune, ein wenig von den rötlichen Strahlen, die durch einen schmalen Spalt in der Wand von außen her eindringen, beleuchtet, lag Nina nackt auf ihrem blauen Mantel, neben sich ihre Kleider. Sie schlief ganz so wie eine kleine Katze.

Es war ein liebliches Bild, das Spiel von Licht und Schatten und das blonde Kind im Heu. Aber mir gefiel die Situation überhaupt nicht, und verstohlen ging ich weg, ohne mit der schlafenden Prinzessin ein Wort gesprochen zu haben.

Diese Nacht konnte ich nicht schlafen, denn ich war unglücklich und von dem Mädchen enttäuscht, das ich so verehrt hatte. Mir hatte Nina wegen ihrer elfenhaften Schönheit gefallen, sie stellte alles Schöne meiner Kinderwelt dar. Jetzt hatte ich erkannt, dass sie eine Frau war und zur Welt der Erwachsenen gehörte.

Der Kampf um Troizk beginnt

Nach diesem Vorfall wuchs meine Abneigung gegen Mädchen sehr stark und ich beteiligte mich nicht mehr an gemeinsamen Spielen. Es kam dann sowieso eine Periode, in der Mädchen für uns absolut überflüssig wurden - es war die Zeit des Kampfes zwischen den Weißen und den Roten um Troizk. Die Jungen sprachen damals über gar nichts anderes mehr als über Pferde, Gewehre, Munition, Kosaken, Bolschewiken, Tschechen und so weiter.

Unsere Lieblingsbeschäftigung waren, gestohlene Munition zum Explodieren zu bringen und den Geschichten der Soldaten zuzuhören. Auf diese Weise hatten wir teil an ihrer Kriegserfahrung.

Die am weitesten verbreitete Methode „Explosionen zu machen“, war die, auf Patronen, aus denen man die Kugel entfernt hatte und aus denen man das Pulver ausgeschüttet hatte, mit einer Axt zu schlagen. Das Pulver konnte man wiederum in Flaschen mit einem engen Hals stopfen. Diese Flaschen wurden tief in der Erde vergraben und mit einem Docht gezündet. Mit Handgranaten umzugehen war etwas schwieriger, denn es gab sehr viele verschiedene Arten, außerdem waren sie schwer zu bekommen. Die gewöhnliche, mit einem Blechmantel umgebene Handgranate konnte man explodieren lassen, indem man sie in Pulver steckte, das wiederum mit einem langen Docht gezündet wurde. Keiner meiner Freunde wurde jemals verletzt, weil ich mich immer darum kümmerte, dass jeder rechtzeitig in Deckung ging. Ich hielt es für albern, „unnötige“ Risiken einzugehen. Aber waren „Explosionen“ nötig? Zweifellos, ja!

Soweit ich mich daran erinnern kann, schlug der erste Angriff der Roten auf Troizk wegen der entschlossenen und wilden Gegenwehr durch die Kosaken fehl und einige Zeit lang waren keinerlei Anzeichen von Krieg zu sehen. Kurz nach dem Angriff machte ich einen langen Spaziergang mit Ryshik, um ihn davor zu bewahren, vergiftet zu werden, denn er hatte den Postboten ins Bein gebissen.

Weit außerhalb von Troizk fand ich in einem tiefen Loch einen berittenen Kosaken... Pferd und Reiter waren tot. Ein widerlicher Geruch, der sie umgab, ließ mich fast ohnmächtig werden, aber dennoch kehrte ich eilig zu meinen Freunden zurück, um von meiner schrecklichen Entdeckung zu berichten. Ich fand den Ort aber niemals wieder.

Es war allerdings so, dass ich kurz danach meine Wanderungen für einige Zeit unterbrechen musste, denn beim Spiel hatte ich mir die Hand so aufgeschnitten, dass das Blut nur so floss. Drei Venen waren zerschnitten und mussten genäht werden und der Blutverlust machte mich sehr schwach. Zu allem Unglück infizierte sich der einzige Chirurg in Troizk kurz vor der geplanten Operation mit Typhus und ich musste warten, bis er wieder gesund war. In dieser Zeit musste ich jeden Tag ins Militärkrankenhaus gehen, um mich verbinden zu lassen. Meine Wunde heilte völlig zu, und als die Operation schließlich stattfinden konnte, musste meine Hand wieder aufgeschnitten werden. Trotz meiner verwundeten Hand ging ich jeden Morgen wie gewöhnlich zur Schule und gewöhnte mich schnell daran, mit der Linken nicht nur zu schreiben, sondern sogar zu zeichnen. Ich trug den Arm in einer Schlinge und meine

Schulkameraden verehrten mich wie einen Helden. Ich war sehr stolz, dass ich jeden Tag ins Militärkrankenhaus gehen musste, wo ich der einzige Junge war und der einzige Zivilist unter all den Soldaten und Offizieren.

Ich fand viele Freunde unter den Soldaten, deren Kriegsgeschichten ich stundenlang höchst interessiert zuhören konnte, und ich hatte auch viele Freunde in der Krankenhausbelegschaft, denen ich manchmal bei ihrer Arbeit half, besonders bei den Rot-Kreuz-Schwestern und den Helfern in der Chirurgie, die mich offenbar wegen meiner Geduld und meiner Tapferkeit (worauf ich besonders stolz war) mochten.

Ich konnte ihnen auch dadurch helfen, dass ich die Patienten in den Operationsraum rief, denn ich kannte nicht nur die Angestellten, sondern auch sehr viele Patienten mit Namen. Aufgrund meiner „männlichen Haltung“ nannten mich im Krankenhaus alle „unser kleiner Held“, und obwohl ich wusste, dass ich das nicht wörtlich nehmen konnte, denn schließlich hatte ich mich ja beim Spiel verletzt, hielt ich mich für irgendwie bedeutend. Für besonders wichtig hielt ich mich, als mich mein Lieblingsarzt, der Chirurg, der mich bei meinem Unfall vor dem Verbluten bewahrt und dann operiert hatte, in ernsthaftem Tone fragte, wann ich mich denn als Kriegsfreiwilliger melden wollte.

Ich wurde immer zu den Operationszeiten verbunden, da ich mir das ausdrücklich gewünscht hatte. Auf diese Weise konnte ich die furchtbaren Wunden der Patienten und deren Behandlung mit ansehen und ich gewöhnte mich an diese Art Anblick. Ich sah das als absolut notwendig für einen künftigen Soldaten an und ich hatte wie viele Jungen die Absicht, Offizier zu werden. Aber

ich muss zugeben, dass dem Offizier in spe einmal, nachdem er die Operation einer eitrigen Hacke mit angesehen hatte, so schlecht wurde, dass er sich wie ein ganz gewöhnlicher Zivilist übergeben musste und nicht einmal die richtige Tür fand.

Nachdem ich mich im Krankenhaus völlig verlaufen hatte, geriet ich zum Schluss in die Leichenhalle, wo, wie mir später klar wurde, sieben Leichen von Soldaten, die an Infektionskrankheiten gestorben waren, aufgebahrt lagen. Aufgeregt, wie ich war, ging ich von einer Bahre zur anderen und sprach mit den reglosen Figuren, aber ich bekam keine Antwort. Schließlich fing ich an, sie anzuschreien. Zu meinem Glück kam der Medizinalassistent, der meine hysterische Stimme hörte, noch bevor ich den Toten angefasst hatte, dessen Leintuch ich schon ergriffen hatte. Ich wollte mich gerade daran machen, den Mann „aufzuwecken“. Der Assistent ließ mich ein Desinfektionsbad nehmen und desinfizierte auch alle meine Kleider. Er bat mich, mit niemandem darüber zu sprechen, denn es war zum Teil seine Schuld, da er vergessen hatte, die Tür abzuschließen.

Die Rotgardisten erobern die Stadt

Der zweite Angriff auf Troizk war für die Bolschewiken erfolgreich. Die Kosaken, die uns die Pferde zur Schwemme hatten reiten lassen, waren nicht mehr da. Alle Jungen mussten ihre Schätze an gestohlener Munition abliefern und die Häuser wurden nach Waffen durchsucht. Ich half meiner Mutter, die sich nicht von dem Säbel meines Vaters trennen konnte, ihn zu verstecken. Ich weiß nicht, was ihr geschehen wäre, wenn sie ihn gefunden hätten. Ich hatte von ein paar Fällen gehört, als Wohnungsbesitzer, in deren Räumen man Waffen gefunden hatte, einfach erschossen worden waren. Ich bin sicher, dass die Augenblicke, in denen das Haus durchsucht wurde, zu den schrecklichsten im Leben meiner Mutter gehörten - denn sie wusste, dass, wenn sie erschossen worden wäre, wir Kinder zwangsläufig auch sterben würden. Bei späteren Haussuchungen benutzte Mama eine andere Taktik. Sie hielt den Säbel meines Vaters in der Hand, wenn sie die Tür aufmachte, und erzählte den Soldaten, dass sie Witwe und der Säbel eine Erinnerung an ihren Mann sei. Ich kann mich nicht erinnern, dass bei irgendeiner der vielen Haussuchungen durch Rote und Weiße jemals jemand deshalb grob zu ihr gewesen wäre.

Einige der älteren Jungen meldeten sich als Freiwillige in der Roten Armee. Sie bekamen Uniformen und Waffen und schöne neue Patronentaschen aus weißem Leder. Ich glaube, dass sie wegen dieser Patronentaschen Soldaten wurden und dass sie zur Roten Armee gingen, weil die Kosaken sie wegen ihres Alters noch nicht hatten haben wollen. Sie wussten nicht viel über die Revolution.

Sehr bald traf sich die Zivilbevölkerung ganz unbefangen mit den Soldaten der Garnison. Dienstmädchen und Köchinnen, die bis dahin ihre Liebhaber unter den Kosaken gefunden hatten, gingen jetzt an ihren freien Abenden mit den Rotgardisten aus und amüsierten sich mit ihnen. Unsere Köchin, ein sehr hübsches Bauernmädchen von etwa zwanzig Jahren, hatte auch einen Liebsten in der Roten Armee. Etwas später, als Troizk wieder von den Weißen erobert worden war, musste Mama ihn drei Tage lang verstecken, um ihm das Leben zu retten. Wir hatten wieder Glück bei der Hausdurchsuchung, denn man fand ihn nicht.

Dennoch bezahlten wir das Leben des Rotgardisten beinahe mit unserem eigenen. Das kam so.

Ein paar Tage, nachdem Mama ihn, mit Zivilkleidern, Schuhen und etwas Essen versehen, aus Troizk hinausgeschmuggelt hatte, als wir alle im Haus waren und auf das Mittagessen warteten, ging Mama in die Küche, um der Köchin zu helfen, Schnitzel zu braten. Mama zog die Schublade des Küchentischs auf und suchte einen Fleischklopfer. Sie fand etwas, das sie, kurzsichtig wie sie war, für das richtige Instrument hielt. Es war aus Metall, war ananasförmig und hatte einen Holzgriff.

Mama wollte eben schon das Fleisch mit diesem Instrument bearbeiten, als sie einen zweiten Fleischschlegel in der Schublade sah. Sie wunderte sich darüber, dass da zwei waren, und fragte die Köchin, welchen davon sie benutzen solle. Diese wurde leichenblass und nahm ihr beide aus den Händen. Sie bekreuzigte sich und gestand, dass es die Handgranaten

ihres Liebhabers waren, die sie versteckt hatte, als die Kosaken das Haus durchsuchten.

Bevor die Weißen Troizk wieder einnahmen, missglückte ihnen ein Angriff, der in großem Stil vorbereitet worden war. Ich konnte die Schlacht zusammen mit meinem Freund Akmedjan vom Dach unseres Hauses verfolgen. Das stärkte unser Ansehen bei den Jungen ungemein, denn es galt als sehr gefährlich und schwierig, da es Zivilisten nicht erlaubt war, ihre Häuser zu verlassen oder auch nur aus dem Fenster zu sehen, wenn ein Gefecht im Gang war. Aber tatsächlich konnten wir außer den Unterständen nicht viel sehen. Einige davon waren neu und wir konnten sehen, dass der Lehm ein helleres Rot hatte. Man sah auch weiße Rauchwolken und khakifarbene Reihen, die sich bewegten. Diese Reihen wurden unter dem Maschinengewehrfeuer allmählich immer dünner und schließlich konnten wir nur ein paar einzelne Männer sich auf die weißen Rauchwolken zubewegen sehen und in Freudengeschrei ausbrechen hören. (Wir konnten sie schwach aus der Ferne hören). Wir konnten auf unserm Platz auf dem Dachgiebel deutlich die einzelnen Schüsse und Salven, das Maschinengewehrfeuer und von Zeit zu Zeit die Kanonen hören. Dann kam plötzlich ein zweirädriger Munitionskarren in schrecklicher Geschwindigkeit an unserem Haus in Richtung auf die Militärbaracken, die ein paar Häuser weiter lagen, vorbeigefahren. Mit heiserer und aufgeregter Stimme rief der Fahrer, lange bevor er die Baracken erreicht hatte: „Brüder - Genossen - mehr Maschinengewehre!“ Seiner sehr jugendlichen Stimme nach muss er einer der neuen Freiwilligen gewesen sein.

Mehr hatten wir nicht erlebt, aber es reichte völlig aus, um unseren Einfluss bei den Jungen gewaltig zu vergrößern. Als später ein anderer Junge erzählte, er wisse aus sicherer Quelle, dass die Stadt an zwölf Stellen angegriffen worden sei und dass die Dutowschen Kosaken sie umzingelt hätten, fand er bei niemandem Beachtung, weil alle Akmedjan und mir zuhörten. Ich weiß nicht, ob es daran lag, dass ich der bessere Erzähler von uns beiden war, oder daran, dass Akmedjan bescheidener war als ich, jedenfalls musste ich die Geschichte immer wieder von Neuem erzählen. Das tat ich mit höchster Begeisterung und endete jedes Mal, indem ich die heisere Stimme nachahmte, mit dem, was für mich zu einem magischen Kennwort geworden war: „Brüder - Genossen - mehr Maschinengewehre!“

Ich muss eine Grausamkeit miterleben

Kurz nach dem missglückten Angriff eroberten die Kosaken mit der Unterstützung tschechischer Truppen Troizk zurück. Diese Eroberung werde ich nie vergessen, denn sie raubte mir einige meiner Illusionen. Tatsächlich wurde ich zufällig Zeuge einer schrecklichen und sinnlosen Tat, die mich ernsthaft an der Überzeugung zweifeln ließ, dass der Krieg etwas Heiliges sei.

Folgendes geschah: Nach einem Gefecht außerhalb von Troizk, das mehrere Stunden gedauert hatte und das wir (zu meiner großen Enttäuschung) nicht vom Dach aus beobachten durften, setzten die Einheiten der Roten ihren Kampf in der Stadt fort. Sie leisteten auf den Barrikaden und in den Häusern, die sie besetzt hatten, erbittert Widerstand, buchstäblich bis zum letzten Mann. Zwei Rotgardisten hatten unsere Scheune besetzt, von deren Dach aus ich das letzte Mal die Schlacht beobachtete hatte, warfen Handgranaten auf die Angreifer und hielten damit die Kosaken in einiger Entfernung. Aber da ganz Troizk nun in den Händen der Weißen war, hatten die Kosaken keine Eile, die beiden Roten zu fangen und sammelten sich nun auf der Straße gerade vor unserem Haus.

Plötzlich hörte ich eine Jungenstimme rufen: „Bratzy, sdajus!“ (Büder, ich ergebe mich!) und ich kletterte den hohen Zaun hinauf, um zu sehen, was auf der Straße vor sich ging. Zu meiner Linken sah ich berittene Kosaken. Die meisten hatten noch nicht die Zeit gefunden, ihre *Schaschkas* wieder in die Scheide zu stecken, ihre Lanzen waren blutverschmiert und alle sahen so aufgeregert aus, als hätten sie ein paar Gläser getrunken. Rechts sah ich einen Jungen von vielleicht sechzehn

Jahren in Rotgardistenuniform, der mit erhobenen Armen näher kam. Dann hörte ich einen Befehl und einer der Kosaken galoppierte auf den Jungen zu, wobei er die *Schaschka* zum Schlag hob.

Sie mussten gerade vor mir aufeinandertreffen. Ich war so aufgeregt, dass ich nicht schreien konnte. Ich wollte rufen: „Bitte, lieber Kosak, hab Erbarmen mit ihm; er ist nur ein Junge und er hat solche Angst!“, aber ich bekam meinen Mund nicht auf. Der Junge war, schien es, in solch einem Schrecken, dass er nicht wusste, was er tat. Er ging ruhig auf den Reiter zu und streckte seine Arme hoch. Erst im letzten Augenblick, als er ihn schon erreicht hatte, verstand er offenbar, dass es um ihn geschehen war. Und Flucht war aussichtslos.

Er nahm seinen grauen Soldatenmantel und zog ihn über den Kopf, als ob er damit seinem Schicksal entgehen könnte. Dann fing er an, blind hin und her zu rennen. Aber der Kosak folgte ihm leicht in ruhigem Jagdgalopp und konnte ihn im nächsten Augenblick mit der *Schaschka* treffen. Ich wusste, dass, wenn ich nicht den Mund aufbekommen könnte, er in der nächsten Minute tot sein würde, aber ich konnte einfach nicht rufen.

Plötzlich spürte ich, wie mich jemand am Fuß zog, und ich fiel auf unsere Seite vom Zaun. Es war Akmedjan, der Angst gehabt hatte, dass die Kosaken mich erschießen würden, wenn sie sähen, dass ich sie beobachtete. Er zwang mich dazu, mich hinzusetzen, wir hörten die Hufschläge, die Schritte des Jungen - dann einen Schrei, ähnlich dem, den Prinzessinnen ausstoßen, wenn sie von Räufern gefangen werden. Akmedjan sagte: „Sie haben ihn erledigt“, und ich war froh, dass es für den Jungen ein Ende hatte.

Nach diesem Vorfall wurde ich ein seltsames Kind. Besonders meine Beziehung zu Mama veränderte sich völlig. Ich mochte sie noch mehr als vorher, denn sie war freundlich und lieb zu allen, und ich fühlte, dass sie mich liebte. Aber ich wollte ihr nicht zeigen, dass ich sie liebte, und ich versuchte männlich und sogar grob zu sein, um die Zartheit meines Herzens und meine Sehnsucht nach Liebe zu verbergen. Ich versuchte, besonders eigensinnig und streitsüchtig zu sein, und dann lief ich meist ein paar Tage weg und ging in den Hungerstreik, jedes Mal so lange, bis mich meine Mutter im Heustadel oder sonstwo fand und wieder nach Hause holte. An solchen Tagen lag ich dann nur im Heu und weinte. Ich bildete mir ein, dass ich auf der Welt ganz allein wäre, dass mich alle menschlichen Wesen hassten, außer meiner Mutter, die aber leider meinen Feinden Glauben schenkte, wenn diese ihr sagten, dass ich böse sei, und die deshalb nicht kam und mich heimholte.

Einmal konnte Mama mich drei oder vier Tage lang nicht finden und war in großer Aufregung. Sie bat alle, mich zu suchen, und sie gab den in unserer Nachbarschaft einquartierten Kosaken Geld, damit auch sie mich suchten. Einige von ihnen betraten den Heustadel, aber ich entkam durch einen Geheimgang auf das Dach, von wo aus ich in den Hof neben Akmedjans Garten hinunterklettern wollte, um mich dort zu verstecken. Aber gerade an der gefährlichsten Stelle meiner Klettertour erschien ein Kosak im Hof und hob das Gewehr. „Komm herunter oder ich schieße!“ sagte er. Sein Gesicht erinnerte an das des Kosaken, der den jungen Rotgardisten getötet hatte, und ich war zu Tode erschrocken. Ich kletterte also hinunter. Er fasste mich mit sehr rauem Griff und brachte mich heim. Mama

weinte, als ich zurückkam, und ich vergaß „meine Feinde“ und überhaupt alles, als sie mich küsste und mir liebevolle und zärtliche Kosenamen gab.

Abschied von Troizk

Eines Tages sagte mir Mama, dass sie es nicht mehr schaffen würde, mich weiter in die Schule zu schicken. Obwohl sie nicht wollte, dass ich Offizier würde, zwängen sie die Umstände, mich in die Neplujew-Kadetten-Schule und meine ältere Schwester Tamara in das „Waisenhaus“, das Institut für Töchter gefallener Offiziere, in Orenburg zu schicken. Die kleine Schwester Kira konnte bei ihr zu Hause bleiben.

Vor der Abreise aus Troizk war ich sehr traurig, dass ich meine Hunde zurücklassen und dass ich mich von Akmedjan trennen musste. Ich verschenkte meine Hunde an meine Freunde, aber ich wusste nicht, was ich mit Ryshik anfangen sollte, und ich hatte vor, ihn im Zug mitzunehmen. Ich bin sicher, dass es für Mama und alle anderen sehr unbequem geworden wäre, wenn ich ihn mitgenommen hätte. Ich wusste ja noch nicht, dass wir in einem Viehwaggon reisen und dass die Reise insgesamt zwei Monate dauern würde. Jedenfalls muss Ryshik irgendetwas gespürt haben und er ersparte mir alle diese Mühe, denn er verschwand plötzlich, gerade vor unserer Abreise. Es war das erste Mal, dass er das machte, seit er bei mir war.

Er war ein gescheiter und treuer Hund, dieser Ryshik, und ich habe immer geglaubt, dass er mir folgen und mich trotz aller Schwierigkeiten finden würde, und noch lange suchte ich ihn überall. Aber ich habe ihn niemals wiedergesehen.

... Au revoir Troizk, Ryshik, Nina, Akmedjan, Kosaken, Räuber und Prinzessinnen, Militärkrankenhaus und Geheimgänge ... meine Hunde und Pferde ...

Ich werde dich nicht vergessen, Troizk, und all die sorglosen Tage und den Spaß, den ich dort hatte...

Schließlich fuhren wir also nach Orenburg, aber sowohl die Kadettenschule als auch das Institut für Offizierstöchter waren verlassen worden. Man war vor den Bolschewiken geflohen. Wir setzten also unsere Reise mit allen unseren Koffern und Kasten fort, denn Mama nahm an, dass wir sie nicht weit von Orenburg erreichen würden, und sie hatte vor, mit uns in der gleichen Stadt zu wohnen. Aber auf jedem Bahnhof bekamen wir dieselbe Antwort, wenn wir nach der Kadettenschule fragten, nämlich dass sie den Truppen in Richtung Wladiwostok folge und diese Station gerade mit dem vorhergehenden Zug der Transsibirischen Eisenbahn verlassen habe. So reisten wir immer weiter und kamen am Ende in Irkutsk an, wo ich in die Kadettenschule und Tamara in das „Waisenhaus“ kam.

Irkutsk

Die Eisenbahnreise beginnt

Für die Reise nach Irkutsk wurden wir in einen Eisenbahnwaggon für Vieh gesteckt. Es war ein richtiger Viehwaggon, aber wir nannten ihn *Tepluschka*, - ich weiß nicht, warum die Erwachsenen ihn so nannten. [*Tepluschka* war ein berühmt gewordener Eisenbahn-Güterwagen mit Heizung] In den meisten anderen Waggons waren verwundete Soldaten: Russen, Tschechen und Franzosen, auch Flüchtlinge, Frauen, aber keine Kinder außer uns. Wir hatten eine Hälfte des Waggons für uns und wir legten persische Teppiche und Matratzen auf den Bodenbrettern aus, denn wir reisten Tag und Nacht, Nacht und Tag ... eine endlose Reise.

Wir hatten einen Teekessel und an jeder Station holten wir uns Kipjatok, heißes Wasser, um Tee zu machen. Im Allgemeinen war da eine lange Schlange und jeder versuchte, zuerst an die Reihe zu kommen. Ich holte das heiße Wasser für unseren Waggon, da ich der Schnellste war und die Soldaten mich niemals wegstießen. Wie viele andere auch spürten sie, dass ich ein Offizierssohn war.

Der Zugführer war ein sehr exzentrischer Mann, denn er weigerte sich, an den normalen Bahnhöfen anzuhalten, und fuhr, wo er wollte, weiter. Aber er konnte die Lokomotive fahren, was sonst niemand konnte, und die Bolschewiken waren dicht hinter uns. Also tat er, was er wollte. Manchmal hielt er im Gelände an, um ein paar Blumen zu pflücken, und wenn ihn irgendetwas fragte,

wie lang er da bleiben wolle, sagte er „zwei Tage“ oder „drei Stunden“. Aber das waren bloß Worte! Einmal hielt er den Zug in einem kleinen Ort an und sagte, er werde da zwei Tage bleiben. Ein paar unternehmungslustige Leute gingen los, um im Dorf, das ein paar Kilometer entfernt lag, frische Gurken zu kaufen. Als sie wieder zurückkamen, war der Zug weggefahren. Man sagte ihnen, dass es da noch einen anderen Zug gebe, der in die gleiche Richtung fahre und der ein Stück weiter in der Ebene angehalten habe, aber dass er so überfüllt sei, dass sie kaum Platz finden würden. In Wirklichkeit war es unser Zug, der launische Lokomotivführer hatte ihn einfach ein Stück weitergefahren. Die Leute konnten nicht erkennen, dass es ihr Zug war, denn er bestand aus einer endlosen Reihe von Waggonen. Drei Tage und Nächte mussten sie auf einer Plattform verbringen, bevor sie zufällig jemanden aus unserem Waggon trafen, den sie kannten.

Einmal ging ich, als der Zug einen Halt machte, wo weder ein Bahnhof noch sonst etwas in Sicht war, in den Wald, um ein paar Beeren zu sammeln. Der Lokomotivführer hatte versprochen, zwei Stunden stehen zu bleiben. Aber er hielt sein Versprechen nicht und ich hatte ich sehr viel Glück, dass ich den Zug überhaupt noch erreichte. Ich konnte nicht in unseren Waggon einsteigen, aber ich half meinen Schwestern, die auch noch draußen waren, auf die Plattform und kletterte dann selbst hinauf. Mama war in großer Aufregung, weil sie nicht wusste, ob wir alle da waren. Ich versuchte ihr zuzuschreien, dass mit uns alles in Ordnung sei, aber sie konnte durch die Wand des Waggonen meine Kinderstimme nicht hören, weil der Fahrlärm so stark war. Ich machte dann den Versuch, in den Waggon zu

klettern, aber Mama geriet fast in Todesangst, als sie sah, was ich vorhatte. Ich bohrte mit meinem Taschenmesser ein Loch durch die Bretter und so konnte sie sehen, dass wir alle sicher auf der Plattform waren. Ich konnte verstehen, was sie sagte, aber meine Stimme wurde vom Wind fortgetragen, deshalb antwortete ich auf ihre Fragen, indem ich gegen die Wand klopfte. Sie fürchtete, dass wir fröhen und Hunger hätten, denn wir hatten noch nicht zu Mittag gegessen und es hätte sein können, dass der Zug bis zum nächsten Abend nicht mehr anhalten würde. Aber wir hatten Glück und der Zugführer machte noch am gleichen Abend einen Halt. Als ich in unserem Waggon war, sicherte ich mir sofort wieder meinen 'Fensterplatz': Mein Fenster war eine Lüftungsklappe und im ganzen Waggon gab es nur vier davon. Tags, wenn es schön war, ließen wir die Türe offen und dann war es ebenso hell, wie wenn der Raum Fenster gehabt hätte.

Nachts lag ich gerne, ohne dass ich schlief, auf meinem Platz und schaute hinaus. Ich konnte den Rhythmus der Räder hören und die dunklen, undurchdringlichen Wälder sehen, in denen, wie es hieß, Bären und Verbrecher lebten. Stundenlang sahen wir keine Häuser oder Lichter und mir gefiel es sehr, während die anderen schliefen, dem Rattern des Zugs zu lauschen und nachzudenken,.

Ich dachte an Mama, meinen Bruder, meine kleinen Schwestern, an Freunde und Verwandte. Ich dachte an die Male, wo ich nicht lieb zu ihnen gewesen war, und ich betete darum, dass sie mir vergeben mögen. Ich dachte an andere, die zu mir böse gewesen waren, und ich versuchte, was sie mir auch angetan hatten, zu vergessen. Ich dachte an die glücklichsten Tage, die ich erlebt hatte und an die unbekannte Zukunft. Ich sah wie

in einem Traum neue Städte und neue Gesichter. Ich hatte viele Hundemeuten und Hunderte von Pferden. Ich dachte an das Mädchen, das ich eines fernen Tages heiraten würde, nachdem ich vorher in einer Kavallerieattacke gegen die Deutschen ein großer Held geworden war. Ich dachte an den mutigen Kosaken Jermak, der mit einer Handvoll Getreuer das gewaltige, düstere Land erobert hatte, das uns nun wie ein ungeheures dunkles Ungeheuer umgab.

Wir sehen viele unterschiedliche Menschen

Außer an den Bahnhöfen sahen wir nie Menschen. Meist waren es einheimische Kirgisen oder Tungusen, die ein eigenartiges Russisch sprachen. Wir bekamen von ihnen sehr billig, was wir zum Essen brauchten: Brot, Butter, Milch, Beeren, Eier und gebratene Hähnchen. Milch wurde uns in wunderschönen Behältern aus Holz und Birkenrinde verkauft. Die Einheimischen kamen aus ihren weit entfernt gelegenen Dörfern oder Lagern zu den Bahnhöfen, um Nahrungsmittel zu verkaufen oder gegen Salz und Tee einzutauschen. Diese beiden Waren interessierten sie mehr als alles andere, und wenn man das Glück hatte, sie zu besitzen, konnte man alles von ihnen bekommen. Ihre Kleider waren im Allgemeinen aus Leder und Pelz und sehr schön geschnitten. Sie trugen wie manche Kosaken einen Ohrring in einem Ohr und ihre Gesichter waren gelb und ähnelten denen der Chinesen. Vielleicht lag das an ihren Bärten, langen dünn herunterhängenden Schnurrbärten, und so etwas wie einem Rattenschwanz, der vom Kinn herabhing.

Die Wälder wurden allmählich immer wilder. Manchmal schien es, als ob sie überhaupt niemals mehr enden würden. Ich konnte jetzt nicht mehr viele Birken sehen, aber es gab Tannen, Lärchen und Zedern (Zirbelkiefern). Diese Zedern waren Riesen mit geradem Stamm und buschiger Krone. Wenn es einem gelang, einen Stock so hoch zu werfen, dass er an die Zweige kam, fielen manchmal ein paar Zapfen herunter. Wir rösteten sie gewöhnlich und aßen die Zedernüsse („Kedrovyje Orechy“), die hervorragend schmeckten.

Während unserer Aufenthalte freundete ich mich mit ein paar Soldaten an, die in anderen Waggonen mit uns

reisten. Einige waren weder verwundet noch krank und hatten in ihren Wagen zahme Bären, mit denen sie Ringkämpfe machten. Ich hatte keine Angst vor Bären und machte einen Ringkampf mit einem der Jungen. Die Soldaten sagten, dass sie klug seien und viel Witz hätten. Vielleicht versuchen sie deshalb den Eindruck zu erwecken, sie wären so ungeschickt. Ja, es sind wirklich gutmütige und freundliche Tiere. Ringkämpfe gefallen ihnen sehr, besonders mit Leuten, die sie mögen. Aber dennoch ist es ein wenig gefährlich, denn sie haben ihre Launen.

Einige Soldaten hatten Diphtherie und Typhus, aber sie konnten es nicht sein lassen, Heidelbeeren und rote und schwarze Johannisbeeren, die sie von den Einheimischen bekamen, zu essen. Daran starben einige. Es gab im Zug einen Leichenwagen und es hieß, dass er voller Leichen von Soldaten sei. Dieser Leichenwagen war weiß angestrichen und ich glaube, dass man ihn früher für den Transport von Gütern benutzt hatte, die mit Eis gekühlt werden mussten.

Wir hatten die Gegend der unendlichen Wälder wieder verlassen und die Landschaft änderte sich ununterbrochen. Da gab es Ebenen, Hügel, Flüsse und Sümpfe. Das Wasser hatte einen eigenartigen Geschmack. Wir sahen die verschiedenartigsten Menschen: eingeborene Völker und sibirische Russen, Sibirjaken.

Eines Tages hielten wir in einer Ebene. Ich verließ unseren Waggon und schloss mich einer Gruppe Soldaten an. Unter ihnen war ein Junge von kaum vierzehn Jahren. Er hatte seinen Arm in einer Schlinge und auf der Brust trug er das St.-Georgs-Kreuz. Er sah sehr gut aus und ich

stellte mir vor, dass alle russischen Helden so aussahen wie er: braune Augen, helles Haar, sehr jung, verwundet und natürlich mit dem St.-Georgs-Kreuz. Ich war sehr zufrieden, als er sogar mit mir sprach.

Je näher wir Irkutsk kamen, desto mehr Flüchtlinge schien es überall zu geben: Soldaten, Kosaken, Frauen, Kinder. Die Städte und Dörfer waren anscheinend völlig überfüllt. Unter diesen Leuten fiel mir ein neuer Typ von Offizier auf: Es waren Leute, die den Krieg satt hatten und stattdessen die Freuden des Friedens genossen: Wein, Mädchen, Kartenspiel. Mir gefiel dieser Typ nicht, sie schienen mir zu verweichlicht und ich musste oft mit ansehen, wie sie mit Hunden und Pferden unmenschlich umgingen.

Wir verlassen den Zug in Inokentewskaja

Wir wollten nach Irkutsk fahren, da sich meine Kadettenschule und das „Kriegswaisenhaus“ für Tamara dort befanden, aber Mama hörte immer wieder, dass die Stadt so voller Flüchtlinge sei, dass wir dort nicht einmal ein einziges Zimmer für uns alle zusammen finden würden. Daher entschied sich Mama, den Zug in Inokentewskaja, sieben Werst vor Irkutsk, zu verlassen.

Wir stiegen aus und Mama, die uns beim Gepäck zurückließ, ging in das Dorf, um einen Platz zu finden, wo wir für ein paar Tage bleiben könnten, bis wir in Irkutsk ein Zimmer gefunden hätten. Sehr rasch kam sie mit einer sehr freundlich aussehenden alten Dame zurück. Sie nahm uns auf und, statt nur ein paar Tage zu bleiben, genossen wir ihre Gastfreundschaft einige Monate lang, da wir in Irkutsk kein Zimmer finden konnten. Die alte Dame war Lehrerin und aus einer rein großrussischen, nicht sibirischen Familie und sie war sehr lieb und freundlich zu uns. Sie war selbst sehr arm, aber da sie sah, dass Mamas Lage noch schlechter war, weigerte sie sich kategorisch, von uns Geld anzunehmen, und bot uns einfach und großzügig alles an, was sie anbieten konnte: Unterkunft und Verpflegung für vier Kinder und Mama und eine herzliche Gastfreundschaft.

Sowohl die Lehrerin (sie war Witwe) als auch ihre Tochter waren so lieb und freundlich, dass wir uns in Inokentewskaja fast wie zu Hause fühlten. Die Zeit, die wir dort verbrachten, wird mir immer als die glücklichste meiner Kindheit im Gedächtnis bleiben. Wir veranstalteten oft Picknicks. Dabei hatten wir immer ein bestimmtes Ziel: Entweder sollten wir Beeren oder Pilze

oder auch Tannenzapfen sammeln, die wir als Brennstoff für den Samowar brauchten.

Schon bald fand ich ein paar Jungen, mit denen ich eine Bande bilden konnte, um Krieg zu spielen. Inokentewskaja war eine Art Eisenbahndepot und daher gab es Lager mit allen möglichen Eisenteilen. Wir hatten deshalb immer genug Metall für unsere Waffen. Einige von uns hatten eine „Rogatka“, eine Schleuder, mit der sie sehr geschickt auf weit über fünfzehn Meter entfernte mit Wasser gefüllte Flaschen schießen konnten. Um uns die Mühe zu sparen, nach Steinen zu suchen, benutzten wir Schrauben, die wir in den Eisenbahnlagern gestohlen hatten, als Munition. Jeder von uns hatte auch ein Paliza (Keule), eine Waffe, die ich erfunden hatte. Es war ein ungefähr fünfzig Zentimeter langer Stock, der sorgfältig mit roter Farbe (der Farbe, die zum Streichen der Eisenbahnwaggons benutzt wurde) bemalt war und an dessen Ende ein schweres Eisenstück befestigt war. Jeder von uns hatte ein paar von diesen Keulen, denn wir warfen sie gegen Bäume und Mauern, die in unserer Vorstellung unsere Feinde waren, und manchmal gingen sie zu Bruch. In Inokentewskaja gab es auch einen reizenden Park, in dem wir manchmal spazieren gingen. Außerdem gab es einen Flugplatz, auf dem neben verrostendem Eisenbahnmüll ein paar alte Flugzeuge standen. Wir benutzten sie, um die Schärfe unserer Messer an den Holzteilen und den Flügeln, die aus altem verrotteten Material bestanden, zu prüfen.

Ich war in Inokentewskaja so glücklich, dass ich mich an nichts anderes als die sorgenfreien Tage erinnern kann, an denen wir spielten und Streifzüge durch die weite

Umgebung machten - und natürlich an die alte Lehrerin und ihre Tochter, die so freundlich zu uns waren.

Am Vorabend unserer Abreise aus Inokentewskaja geschah etwas Aufregendes. Man konnte es grausam oder abergläubisch nennen, und wenn ich mehr von Medizin verstünde, würde ich es vielleicht als wissenschaftlich haltbar oder unhaltbar bezeichnen. Eine alte „Tierärztin“ behandelte ein Kalb, das seit zwei Tagen nichts mehr hatte fressen wollen. Mir schien es eine sehr raue Behandlungsmethode: Zunächst schnitt sie dem armen Kalb die Ohrspitze ab, dann peitschte sie die Wunde mit einem Schilfbündel, bis das Ohr blutete. Dem Kalb schien das kein Missbehagen zu bereiten, anscheinend gefiel ihm die Behandlung sogar. Während sie ihre tierärztlichen Künste ausübte, murmelte die alte Hexe eine Art „Gebet“, von dem ich bis auf zwei Worte, die Worte „Zigeuner-Augen“, nichts verstand.

Wir zogen aus Inokentewskaja fort, bevor das Kalb geheilt oder begraben worden war.

Ankunft in Irkutsk

Als wir in Irkutsk aus dem Zug stiegen, fanden wir uns auf einem großen, überfüllten und belebten Bahnhof wieder. Wir sahen Flüchtlinge, wunderschöne junge Witwen in Schwarz, Offiziere in glänzenden Uniformen, Russen aus Petrograd, Moskau und der Provinz und viele Ausländer. Französisch, Tschechisch, Englisch, Japanisch und Chinesisch klangen mir sehr ungewohnt und fremd. Niemals hatte ich so viele interessante Leute auf einem Fleck gesehen. In der Luft lag der bezaubernde Duft von gutem, ausländischem Parfum. Ein paar japanische Offiziere standen da und unterhielten sich. Sie waren die ersten Japaner, die ich je gesehen hatte. Sie benahmen sich arrogant, als ob ihnen alles gehörte. Ich kann nicht sagen, was sie so sehr von den Chinesen unterschied. Sie hatten sehr ähnliche Züge, ihre Haut war auch gelb, aber dennoch konnte ich spüren, dass es da einen feinen Unterschied gab.

Während wir auf das Gepäck aufpassten, fand Mama einen Träger, einen Chinesen. Für ein paar Kopeken trug er alle unsere Koffer und Gepäckstücke zu unserer neuen Wohnung, und da Chinesen absolut ehrlich sind, konnten wir sicher sein, dass er sich nichts aus unserem Gepäck herausnehmen würde. Nachdem er den Bahnhof mit den letzten Stücken verlassen hatte, gingen wir zu unserer neuen Unterkunft. Wir konnten uns keinen Iswoschtschik (keine Droschke) leisten, da wir nur noch ein klein wenig Geld übrig hatten. Es war ein prächtiger Tag und auf dem Weg gab es viel zu sehen. Zuerst mussten wir die Brücke über die Angara - nach meiner Überzeugung der schönste Fluss der Welt - überqueren. Der Fluss ist breit und führt viel Wasser, das selbst an heißen Sommertagen kalt

bleibt. Die Angara hat eine reißende Strömung und ihr Wasser ist so klar, dass man, obwohl der Strom sehr tief ist, überall bis auf den Grund sehen kann. Später erfuhr ich, das liege daran, darin, dass die Angara in dem tiefen Süßwasser-Baikal-See entspringt.

Wir mussten durch ein Viertel gehen, in dem vor allem Nichtrussen, meist Menschen anderer Hautfarbe, wohnten: Japaner, Chinesen, Tungusen und andere. Sie waren vor allem Besitzer von Lädchen und Wäschereien, Bäcker und Metzger. Es gab auch ein paar Fischer unter ihnen, aber das waren nur wenige. Es war eine arme, mit einstöckigen Holzhäusern bebaute Gegend. Die meisten Aufschriften waren in Chinesisch.

In der Stadtmitte von Irkutsk war man dann wieder in Russland, in einer typischen russischen Provinzstadt; russische Kirchen, Holzpflaster, Holz- und Steinhäuser, breite, staubige Straßen und große Läden. Hier konnte ich die Anzeigen und Aufschriften wieder lesen.

Schließlich kamen wir „zu Hause“ an. Es war schon merkwürdig, einen uns völlig neuen Ort so zu bezeichnen: ein schmutziges kleines Zimmer mit einem schmalen Fenster und Rissen in den Wänden, in denen, wie wir später entdeckten, Millionen von Wanzen hausten. Seit wir unser richtiges Zuhause hinter uns gelassen hatten und durch die Welt zigeunerten, war für uns „zu Hause“ der Ort, wo wir unsere Koffer auspackten und unseren Teppich auslegten. Das Zimmer war das Schlafzimmer für uns alle, für Mama und uns vier Kinder, und später schließlich auch noch für ein Ehepaar: entfernte Verwandte, die kein eigenes Zimmer hatten finden können. Gleichzeitig war es Esszimmer, Wohnzimmer, Keller, Küche, Badezimmer und mehr. Es

gab nicht einmal für ein einziges Bett genug Platz und die ganze Zeit, die wir in Irkutsk lebten, schliefen wir alle zusammen auf dem Fußboden. Mein Bruder, der zehn und ein halbes Jahr alt war, und der schon in Petrograd in die jetzt nach Irkutsk verlegte Kadettenschule gegangen war, kam sofort in diese Schule, aber ich musste noch warten, bis ich zehn war. In dieser Zeit hatte ich keinen Unterricht, keine Schulstunden, ich konnte machen, was ich wollte, außer wenn ich mit meinem Haushaltstag an der Reihe war. Mama arbeitet in einem Büro. Ich weiß nicht, wie sie es schaffte, so schnell Stenographie und Maschine schreiben zu lernen, ich vermute aber, dass sie diese Stelle vor allem durch ihre persönliche Art bekommen hat. Da Mama arbeitete, musste entweder eine meiner Schwestern, von denen die eine noch im Kindergarten war, oder ich die ganze Hausarbeit machen: Aufräumen, Waschen, Putzen und Kochen.

Meine Freizeit und Taubenzucht

Meine Freizeit verbrachte ich beim Spiel im Hof zusammen mit anderen Jungen und Mädchen oder ich trieb mich mit meinem neuen Freund Ljonka in der Umgebung von Irkutsk herum. Mit Begeisterung machten wir Streifzüge durch die Berge, die nur einen Fußmarsch von Irkutsk entfernt waren. Während dieser Wanderungen sprachen wir über Gott und die Welt. Eine der wichtigsten Fragen war „Wie fühlt man sich, wenn man verliebt ist?“ und „Wie sollte das ideale Mädchen aussehen?“. Er wünschte es sich blond, aber ich widersprach. Wir einigten uns aber in dem Punkt, dass man Mädchen Blumen schenken sollte, deshalb kamen wir immer mit Riesensträußen von Sumpfrosmarin zurück. Da wir auf dem Heimweg unseren idealen Mädchen nicht begegneten, teilten wir unsere Beute; meinen Anteil bekam dann Mama. Manchmal waren wir fleißiger und suchten im Gelände nach Goldnuggets, aber leider fanden wir nie welche. Andrej dagegen, der Mann, der unser Haus mit Wasser versorgte, und auch ein paar andere, hatten mehr Glück als wir. Wir nahmen auch an den Gefechten der Jungen unseres Stadtviertels teil, wenn es gegen die Jungen anderer Stadtviertel ging. Bei diesen Raufereien kam es oft zu ernsthaften Verletzungen, es kam sogar vor, dass einer dabei zu Tode kam, da wir manchmal mit Messern, Steinen und sogar mit Äxten kämpften.

Taubenzucht war auch ein sehr spannender, aber nicht sehr fairer Sport. Man zog Tauben groß und verkaufte sie dann irgendjemandem. Sie kamen immer wieder zurück. Es spielte überhaupt keine Rolle, wie weit der Taubenschlag des Käufers entfernt war oder wie lange

die Tauben eingesperrt gehalten wurden oder ob der neue Besitzer ihnen die Flügel stutzte oder nicht - sie kamen immer zurück.

Meist war der Taubenzüchter sehr zufrieden, wenn eine Taube zurückgekommen war. Aber nicht immer. Ljonka hatte eine elend aussehende, schwalbenschwänzige weiße Taube, die er mehr als alle anderen liebte. Oft nahm er sie viele Kilometer weit mit und ließ sie dann frei, aber sie fand immer ihren Weg zurück. Er hatte sie schon mehrfach verkauft und immer wieder war sie zurückgefliegen. Die Schwalbenschwänzige war wegen ihrer großen Treue zu Ljonka im ganzen Viertel berühmt. Aber eines Tages spielte ein Taubenzüchter Ljonka einen Streich. Er kaufte die Taube und hielt sie für einige Monate in seinem Taubenschlag eingesperrt. Dann stutzte er ihr die Flügel und ließ sie mit seinen anderen Tauben aufs Dach fliegen. Aber die schwalbenschwänzige Taube verschmähte die Gesellschaft der anderen und, obwohl sie nicht ordentlich fliegen konnte, schaffte sie es irgendwie, über ganz Irkutsk und zu Ljonka zurückzukommen. In der Zwischenzeit hatte Ljonka sich einen neuen und besseren Taubenschlag gebaut, der alte Schlag wurde von seiner Mutter als Vorratskammer benutzt. Eines Abends schickte die Mutter Ljonka, etwas aus der Speisekammer zu holen. Es gab da kein Licht, und als Ljonka ein Rascheln in der Ecke hörte, dachte er, dass es eine Ratte sei. Er lief zurück in sein Zimmer und holte sein Luftgewehr. Dann gab er einen Schuss auf das ab, was sich da in der Ecke bewegte: Es war seine schwalbenschwänzige Taube... Das arme Ding war sofort tot und ausgerechnet Ljonka hatte sie hingerichtet! Das war für ihn sehr schlimm.

Die Sprache meiner Freunde und der Taubenzüchter war ziemlich rau, russische „Mat“, und oft war ich stark in Versuchung, auch zu Hause so zu reden. Aber ich war sicher, dass das Mama sehr verletzen würde. Sie hielt mich für einen lieben Jungen und war sehr stolz auf mich. Also benutzte ich zu Hause keinen dieser ordinären Ausdrücke. Aber eines Tages entdeckte Mama beinahe meinen schlechten und heuchlerischen Charakter. Das kam so: Meine kleine Schwester, die mich auch sehr liebte und sehr stolz auf mich war, hörte, wie ich eines dieser vulgären Worte beim Spiel im Hof benutzte. Es waren furchtbare Ausdrücke, aber wenn man sie schnell und auf eine freundliche Weise sagte, konnte man denken, dass sie etwas ganz anderes bedeuteten, vielleicht „mein kleines Kätzchen!“. Meine kleine Schwester, die leider nicht wusste, dass ich manchmal so vulgäre Schimpfworte benutzte, merkte sich das, was ich gesagt hatte, und sprach zu Hause eine kleine Katze so an, die auf dem Fußboden spielte.

Zufällig hörte das meine Mutter und fragte sehr ärgerlich, wo sie diese Worte gehört habe, und Kira sagte, von mir. Mama war wütend, denn sie dachte, dass Kira lüge - sie konnte sich nicht vorstellen, dass ihr „lieber“ Sohn jemals so etwas gesagt hatte - und sie gab ihr einen Klaps.

Kira weinte leise. Große Tränen liefen ihr übers Gesicht. Sie wusste nicht, was sie Böses getan haben sollte. Ich war sehr unglücklich, aber ich konnte gegen Mamas ungerechtes Vorurteil nichts tun, Mama hätte mir doch nicht geglaubt. Mama fühlte sich gar nicht wohl. Sie hatte noch niemals eins ihrer Kinder geschlagen und versuchte sich von ihrem Schuldgefühl zu befreien,

indem sie mit mir redete. Mittlerweile hatte Kira aufgehört zu weinen, nur auf ihren langen Wimpern funkelten noch große Tränen. Sie sah, wie die Katze versuchte, einen Sonnenstrahl auf dem Fußboden zu fangen. Sie lächelte, immer noch mit Tränen in den Augen, und wiederholte noch einmal die wundervollen Worte, die sie von mir hatte: „Mein kleines Kätzchen!“. Im ersten Augenblick wurde Mama wieder wütend, dann sah sie mich hilflos an. Ich lächelte sie an und sie lächelte zurück, denn sie verstand, dass ich ganz einverstanden war, wenn sie vorgab, nichts gemerkt zu haben...

Unser Vermieter

Unser Zimmer war früher an Markttagen an die Tungusen vermietet worden. Sie kamen dann in die Stadt, um Pferde, Vieh und Fleisch zu verkaufen. Sie unterschieden sich sehr von der einheimischen Bevölkerung, die wir auf den Bahnhöfen getroffen hatten. Das waren saubere, scheue, gutmütige Menschen in wunderbaren selbstgemachten Trachten aus Leder und Rauchwerk gewesen. Es waren keine Russen, aber sie hatten etwas von der russischen Kultur übernommen. Die Viehhändler aber, die aus entfernten Gegenden in die Stadt kamen, waren mir völlig fremd. Auch wenn sie manchmal russische Kleider trugen, waren sie die reinsten Barbaren. Sie aßen rohes Fleisch, nachdem sie es mit den Fingern in Stücke gerissen hatten, und sie tranken den Tee nicht, sondern aßen ihn. Aber sie tranken Samogonka (Selbstgebranntes) und waren die ganze Zeit über, die sie in der Stadt waren, betrunken. Sie wuschen sich nie, nicht einmal nach einer frischen appetitlichen Mahlzeit aus rohem Fleisch. In ihren Kleidern und ihrem Haar lebten alle Arten von Ungeziefer, so dass es kein Wunder war, dass sie in unserem Zimmer, in dem sie früher gewohnt hatten, Wanzen zurückgelassen hatten.

Unsere Vermieter waren sehr wohlhabend, aber auch sehr geizig. Sie hatten fünf Kinder. Die älteste Tochter war schon verheiratet und lebte mit ihrer elf Jahre alten Tochter in einem anderen Gebäude. Sie konnte die Miete zahlen, da sie als Zahnärztin arbeitete. Die drei Brüder lebten irgendwo außerhalb von Irkutsk und arbeiteten schwer. Die Eltern weigerten sich, sie zu unterstützen. Die jüngste Tochter, die vierzehnjährige Galja, lebte noch bei den Eltern, aber sie musste wie ein Pferd für sie

schufteten: Sie musste Holz hacken, Wassereimer tragen, die Böden schrubben, das Geschirr und die Wäsche waschen und vieles mehr. Die russischen Sibirjaken sind außerordentlich geizig.

Eines Tages beging einer der Söhne unseres Vermieters Selbstmord, weil sein Vater ihm die Erlaubnis verweigert hatte, eine arme Schauspielerin zu heiraten. Er schoss sich eine Kugel in die Schläfe, aber er hatte nicht das Glück, gleich zu sterben. Während er langsam zu Tode blutete, weigerte sich seine eigene Mutter, ihm ein Kissen unter den Kopf zu schieben. Sie sagte kühl: „Es wird ihm sowieso nichts helfen, auch wenn er das Kissen vollblutet!“

Ich mochte gerade diesen Sohn sehr gern, denn er war zu mir immer freundlich gewesen und er hatte viele spannende Geschichten vom Fischen auf der Angara und dem Baikal erzählt. Er hatte Phantasie und Herz, die seinen Eltern fehlten. Ich habe mich manchmal gefragt, ob er überhaupt ihr Sohn war.

Ich mochte ihn so gerne wie Rusja, die Tochter der Zahnärztin. Sie war ungefähr so alt wie ich und das hübscheste Mädchen, das man sich vorstellen konnte. Ich verliebte mich in sie, aber wer hätte sich nicht in sie verliebt? Sie war schlank und anmutig. Ihr dunkles Haar, das sie offen trug, und ihre großen braunen Augen mit den langen Wimpern machten sie zu einem bezaubernden kleinen Geschöpf. Außerdem hatte sie ein glückliches und fröhliches Wesen und jeder musste lächeln, wenn sie zu lachen anfang und ihr offener Mund zwei Reihen wunderbarer weißer Zähne zeigte.

Aber es stimmt, dass sie eine Zeitlang weniger fröhlich und lustig aussah. Ich bemerkte manchmal, dass sie mich

mit kindlichem Ernst und einer Spur von Trauer ansah, aber ich verstand nicht, was das bedeuten mochte. „Rusja ist verliebt“, sagte jemand.

Unsere Lieblingsbeschäftigung waren Keller-Razzien. Mit anderen Worten: Wir stahlen Süßigkeiten aus dem Keller unserer Vermieterin. Ich gebe zu, es war keine sehr edle Beschäftigung, aber es war ziemlich aufregend und außerdem waren einige der süßen Sachen außerordentlich gut. Die erste „Keller-Razzia“ kam so zustande: Als wir Kinder uns einmal wie gewöhnlich unterhielten, über was man eben so redet, über Spiele, Hunde, Geheimgänge, Scheunen, Ratten und Tauben, äußerte ich plötzlich den Wunsch, Heidelbeeren in Wein zu probieren. „Meine Damen und Herren“, sagte ich (wenn ich irgendetwas besonders Wichtiges sagen wollte, fing ich immer so an), „meine Damen und Herren, können Sie sich das vorstellen? Ich habe noch nie im Leben Heidelbeeren in Wein probiert!“

Rusja, die dabei war, sagte, das sei wirklich eine Schande, und sie werde mir helfen, mit dem Zeug Bekanntschaft zu machen. Es schmeckte uns sehr gut und Rusja musste es immer wieder einmal holen. Heute denke ich, dass es ihr recht schwer gefallen sein muss, denn sie verehrte ihre Großeltern sehr und war ein überaus braves Mädchen. Ich habe deswegen heute noch ein schlechtes Gewissen, denn sie tat es ausschließlich meinetwegen.

Eines Tages waren Rusja und ich allein, die andern waren auf einer „Razzia“. Plötzlich sah ich, dass Rusja vor mir kniete. Ich war äußerst erstaunt und fühlte mich sehr verlegen. Sie schaute mir ins Gesicht und sagte mit

aufgeregter und zittriger Stimme: „Borja, ich liebe dich, ich liebe dich!“

Niemals werde ich den ernsthaften, scheuen und ehrlichen Ausdruck in ihrem hübschen Gesichtchen und ihren lieblichen braunen Augen vergessen. Zu meinem Unglück kam diese Liebeserklärung so plötzlich und ich war so wenig darauf vorbereitet, dass ich völlig verwirrt war. Ich mochte Rusja sehr gerne, aber anstatt dass ich das zugegeben hätte, sagte ich „Red keinen Unsinn, Rusja!“ Sie sah mich erschrocken an, als ob sie mich bitten wollte, ihr zu verzeihen. Ihre Augen sagten: „Borja, vergiß es, vergib mir, aber ich werde dich weiter lieben!“ Sie öffnete ihren Mund und zeigte ihre wundervollen kleinen Zähne und wollte anscheinend etwas zu ihrer Verteidigung sagen, aber da hörten wir Schritte auf dem Korridor.

Rusja stand schnell auf und machte mit gleichgültigem Gesichtsausdruck die Tür auf, als ob nichts geschehen wäre. Unsere Freunde kamen von der „Razzia“ zurück. Ich blieb bestürzt da stehen, wo ich gestanden hatte, voller Bewunderung für Rusja. Ihr Mut, ihre Grazie, ihre Schönheit und die unglaubliche Art, wie sie vor den anderen ein kleines Schauspiel aufführte, setzten mich in fassungsloses Erstaunen. Sie fing an, eifrig und aufgeregt zu reden, unterbrach die anderen, lachte. Ich konnte meinen Ohren und Augen kaum trauen. Sie muss traurig und enttäuscht gewesen sein. Sie muss meine Scheu verflucht haben, denn ich bin sicher, sie wusste, dass nichts anderes als dieser unmännliche Charakterzug an mir an allem schuld war. Ich bewunderte ihre Selbstbeherrschung, ihre Contenance, und ich mochte sie von dem Tag an noch mehr als zuvor. Aber seitdem

vermied sie es, mit mir alleine zu sein, und wir sprachen nie mehr von Liebe, aber wir waren einander auf sehr romantische und besondere Weise zugetan.

Meine erste Liebeserfahrung war zu prosaisch, die zweite zu romantisch, aber irgendwie führte das bei mir zum selben Ergebnis: Ich war unglücklich und versuchte das Ereignis zu vergessen. Das war gar nicht leicht, weil ich keine richtige Beschäftigung hatte. Ich konnte mich nicht dadurch ablenken, dass ich Bücher las, denn ich besaß nur zwei Bücher: den Roman „Die Kinder von Kapitän Grant“ von Jules Verne, aus dem die ersten zehn Seiten herausgerissen waren, und einen Almanach mit einer Reihe guter Gedichte. Erst als die Bolschewiken in die Stadt kamen, konnte ich die von ihnen gegründete Stadtbücherei nutzen.

Meine beiden Bücher kannte ich auswendig. Ich fing an, selbst Gedichte zu schreiben. Da es mir etwas schwer fiel, die Versmaße einzuhalten, ahmte ich den Rhythmus der Gedichte in meinem Almanach nach. Manchmal war es unmöglich, das richtige Gedicht für meinen Zweck in dem Almanach zu finden, denn das eine Versmaß war zu traurig, und das andere zu fröhlich. Dennoch waren mir die Gedichte im Almanach eine große Hilfe, denn ohne sie wäre es mir nie gelungen, gute Gedichte zu schreiben. Meine Gedichte waren so schön aufgebaut, dass Mama sie auf den Rat von Freunden hin drucken lassen wollte. Sie nahm meine Gedichte mit in ihr Büro, um sie für den Verlag abzutippen, aber sie wurden von jemandem gestohlen, der gedacht haben muss, dass sie so wertvoll waren, dass es sich lohnte, sie zu stehlen. Mama war äußerst verärgert und traurig, aber ich war sehr stolz!

Eintritt in die Kadettenschule

Seit meines Vaters Tod sah Mama in mir das Haupt der Familie und sie fragte mich in jeder Angelegenheit um Rat. Sie wollte sich nicht von mir trennen, das heißt, sie wollte mich eigentlich nicht auf die Kadettenschule gehen lassen, aber es musste sein, denn unsere materielle Lage wurde noch schlechter, als sie bis dahin gewesen war. Ihr Haupteinwand war, dass es nicht Papas Wunsch gewesen war, dass ich Offizier würde.

„Aber ich kann doch den Armeedienst verlassen, wenn ich mit der Kadettenschule fertig bin“, antwortete ich, „und bis dahin ist vielleicht alles besser geworden.“

Sie war sehr zufrieden mit meiner Antwort, denn einerseits wollte sie den Wünschen meines Vaters nicht entgegenhandeln, andererseits wäre es aber mit uns so nicht weitergegangen. Ich musste also in die Kadettenschule und meine Schwestern Tamara in das „Kriegswaisenhaus“ für die Kinder gefallener Offiziere.

Die Aufnahmeprüfung bestand ich ohne Schwierigkeiten. Ich musste dazu einige Additionen ausführen, ein langes Diktat schreiben, etwas vorlesen, ein paar Fragen in französischer Sprache beantworten und etwas zu ein paar Fragen der Religion sagen. Die mündliche Prüfung fand in Gegenwart des Direktors, des Obersten K., und aller Lehrer statt. Aber ich hatte keine Angst davor, denn ich wusste, dass ich immer gut in der Schule gewesen war und dass ich nicht durchfallen würde. Großen Spaß machte es mir, laut vorzulesen. Es war ein Kapitel aus der Hauptmannstochter von Alexander Puschkin, einer Erzählung, die ich schon in der Schule in Troizk gelesen hatte. Ich las mit großem Pathos vor. Sehr erstaunt war

ich, als man mich bat, die Bedeutung von ein paar sehr einfachen Wörtern russischer und ausländischer Herkunft zu erklären.

Ein wenig aufgeregt war ich bei der ärztlichen Untersuchung, denn ich wusste, ich musste um meiner Mutter und natürlich auch um meinetwillen auch diese Prüfung bestehen. Meine rechte Hand war aufgrund der Operation immer noch nicht sehr stark und ich hatte Angst, man würde das bemerken. Einer der Tests bestand darin, dass wir eine Stahlfeder mit der bloßen Hand zusammendrücken mussten. Dies kleine Instrument zeigte dann den Druck an, mit dem wir es zusammengepresst hatten. Ich nahm alle meine Kräfte zusammen und schaffte es, über die kritische Grenze zu kommen.

Als ich aus dem Saal herauskam, war Mama besorgt und freute sich, mich zu sehen. Aber ich konnte nicht bei ihr stehen bleiben, weil ich zu dem Wachtmeister gehen musste, der alle Neuankömmlinge mit ihrer Ausrüstung versah. „Ich werde dich einmal in dieser Woche besuchen“, sagte Mama, „und dann, mein Lieber, kommst du Samstag und bleibst bis Sonntagabend bei uns. Dann wirst du mir alles erzählen.“ Ich gab Mama einen Kuss und sie ging weinend fort. Fast fing ich selbst zu weinen an, denn sie tat mir sehr leid und ich fühlte mich in dieser neuen Umgebung nicht wohl.

Ich bekam Wäsche, hohe Stiefel, die mir viel zu groß waren, lange schwarze Hosen, ein khakifarbenes Hemd mit Metallknöpfen und blauen Schulterstücken und einen langen starken Ledergürtel. Ich zog alles an, und nachdem ich mein kleines Päckchen mit Kuchen und

Süßigkeiten in mein Zimmer gebracht hatte, ging ich in das Klassenzimmer.

Der Lehrer war noch nicht da und die Jungen raufte miteinander und tobten. Einer von ihnen, der ein brutales, tierisches Gesicht hatte und anscheinend älter als die anderen war, hatte, so schien mir, den größten Einfluss in der Klasse. Dieser Junge kam auf mich zu. „Was ist das?“ fragte er und sah voller Verachtung auf meinen Gürtel. „Das ist ein Gürtel“, sagte ich, unangenehm berührt durch seinen rechthaberischen Ton. „Zieh ihn stramm, wie es Kadetten machen. Wir sind keine 'Schpaks' oder Gymnasiasten, die den Gürtel lose tragen.“ Ich dachte: „Nett von ihm, mir das zu erklären“, denn ich wusste nicht, wie man den Gürtel trägt, und war ihm sehr dankbar dafür, dass er mir half. Ich zog den Gürtel etwas enger und fragte ihn, ob es jetzt richtig sei. „Viel strammer“, sagte er lakonisch. Ich zog den Gürtel so eng, dass es mir das Atmen schwer fiel. „Das ist gar nichts“, sagte er. „Unter dem Gürtel ist immer noch so viel Platz, dass ich meine Hände dazwischenstecken kann.“ Mit diesen Worten versuchte er seine Hände unter den Gürtel zu schieben. Es tat mir weh und anscheinend machte ihm das Spaß. „Lass mich in Ruh!“ sagte ich. Alle Jungen sahen zu und es wäre falsch gewesen, wenn ich ihn hätte tun lassen, was er wollte. „Was?“ „Lass mich in Ruh!“ sagte ich lauter. „Nee, Schpak!“ sagte er. Ich wusste nicht, was „Schpak“ hieß, aber ich dachte, es musste etwas sehr Erniedrigendes sein. Deshalb wurde ich wütend und klatschte ihm eine ins Gesicht.

Er war ein starker Junge und er schien es nicht gewohnt zu sein, dass ihm jemand nicht gehorchte; deshalb gab er mir eine Gerade auf das linke Auge. Es schwoll sofort an.

Es tat weh. Ich kämpfte mit ihm wie ein Löwe, und obwohl er viel stärker als ich war, konnte ich ihm ein paar ordentliche Hiebe ins Gesicht und in den Magen versetzen. Plötzlich kam der Lehrer. Wir hörten sofort auf und taten so, als ob wir uns unterhielten. Aber der Lehrer, der ein Offizier in Uniform war, merkte es natürlich. Er kam zu mir und fragte mich, wie ich hieße. „Aha, du bist der Neue. Was ist los mit deinem Auge?“ fragte er. „Ich bin gegen die Tür gestoßen, als ich durch den dunklen Korridor rannte“, sagte ich. Er lächelte. „Was ist mit dir los, Kipjatkow?“ fragte er meinen Gegner. „Alles in Ordnung, Herr Leutnant“, antwortet der in militärischem Ton. „Dir geht’s zu gut - und ein Tag Bau wird dir gut tun. Komm nach der Stunde zu mir!“ Kipjatkow kriegte 24 Stunden Arrest ohne Essen außer Brot und Wasser. Ich war deprimiert, weil es zum Teil meine Schuld war, und ich dachte nicht mehr daran, dass er es in Wahrheit ja verdient hatte.

Wir hatten den ganzen Tag lang Unterricht, dazu Turnen, Märsche und Exerzieren mit Holz-Karabinern, so dass ich todmüde war, als alles vorbei war und wir schlafen gingen. Wir schliefen in großen Schlafsälen, dreißig bis fünfzig Jungen in einem Saal. Der Lehrer, der an diesem Tag für Ordnung zu sorgen hatte, kontrollierte uns beim Waschen, beim Ausbürsten unserer Kleider und beim Stiefelputzen.

Als es dunkel und still war, kam er noch einmal nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Als er gegangen war, begann ich an Mama, die Schwestern, an Zuhause zu denken. Ich fühlte mich nicht wohl hier, wo alles neu für mich war. Ich erinnerte mich an das Kuchenpäckchen, das einzige, was ich von Zuhause bei

mir hatte, und obwohl ich nicht hungrig war, fing ich an, danach zu suchen. Aber es war nicht mehr da: Einer der Jungen hatte es gestohlen. Ich fühlte mich sehr elend und weinte bitterlich unter meinem Kissen. Ich wollte nicht, dass irgendjemand merkte, dass ich Heimweh hatte und nichts hier ausstehen konnte, weder die Umgebung, noch die anderen, noch sonst irgendetwas....

Misshandlungen durch die Kameraden

Dann dachte ich an Mama und ich war froh bei dem Gedanken, dass sie es leichter haben würde, wenn ich nicht mehr bei ihr wohnte. Da nahm ich mir fest vor, den Mut nicht zu verlieren und ihr niemals zu zeigen, dass ich unglücklich war. Ich wollte nicht schlafen, denn ich wollte an angenehme Dinge denken. Ich fürchtete mich vor dem nächsten Morgen, und wenn ich jetzt einschlafen würde, wäre der Morgen noch schneller da. Plötzlich hörte ich ein Flüstern - „Los, stehen wir jetzt auf, Jungs, und zahlen wir dem Neuen, was wir ihm schuldig sind!“ „Ja, er kriegt ordentlich Dresche für Kipjatkow.“ „Was für eine Frechheit, unserem General eine zurückzugeben!“

Als ich das hörte, griff ich nach meinem Gürtel, der eine schwere Messingschnalle hatte, und wartete im Liegen auf die Angreifer. Dann sah ich weiße Silhouetten, die meinem Bett näher kamen. Es waren zwischen zehn und zwanzig Jungen. Sie hatten ihre weißen Nachthemden über den Kopf gezogen, so dass ich sie nicht erkennen konnte, denn sie hatten Angst, ich würde sie verpetzen, so wie ich angeblich Kipjatkow verpetzt hatte. Ich stand von meinem Bett auf und kämpfte verzweifelt, wobei ich meinen Gürtel benutzte. Es war eine gute Verteidigungswaffe, solange der Gegner nicht allzu nahe war, aber als sie mich umstellt hatten und ich damit nicht mehr ordentlich zuschlagen konnte, benutzte ich meine Fäuste, meine Füße und schließlich sogar meine Zähne. Sie nannten mich Schpak und schlugen mich mit Fäusten und Stiefeln. Den Gürtel benutzten sie nicht. In der Kadettentradition galt der als eine unmännliche Waffe. Das war mein großer Vorteil, denn ich war entschlossen,

bis zum Tod zu kämpfen. Andererseits war das aber der Grund für die nächste Strafexpedition in der nächsten Nacht...

Der Kampf war noch hoffnungsloser, da Kipjatkow auch daran teilnahm. Sie wollten mir *Salaski* antun. Das war eine Strafe, die man im Allgemeinen denen verabreichte, die sich wie *Schpaks* benahmten. Dazu wurden einem die Knie mit dem eigenen Gürtel an den Hals gebunden und dann wurde man auf den Rücken geschlagen. Aber sie konnten mit mir kein *Salaski* machen, weil ich mich erbittert wehrte...

Die Nacht darauf deckten sie mich mit einer Decke zu und schlugen dann mit Stiefeln, Stöcken und allem Möglichen auf mich ein. Die Schläge gingen auf den ganzen Körper nieder, auch auf Gesicht und Kopf. Schließlich schaffte ich es, mich zu befreien, und diesmal schlug ich mit Hilfe meiner Stiefel meine Feinde in die Flucht. Dieser Sieg hatte unmittelbare Bedeutung für mich, denn von diesem Zeitpunkt an hörten die Strafexpeditionen auf und ich konnte nachts schlafen. Selbst jetzt war das schwierig, denn ich hatte nur noch eine Decke, da einer der Jungen meine zweite gestohlen hatte und es sehr kalt war.

Ich war am ganzen Körper grün und blau geschlagen und mein Auge war immer noch angeschwollen, als mich Mama eines Nachmittags besuchen kam. Ich war sehr froh, sie wiederzusehen. Ich bat sie, mir von meinen Schwestern zu erzählen und von der wunderbaren und friedlichen Welt außerhalb der Schule. Ich hatte keine Lust, mit ihr über die Schule und über mich zu reden, und ich ärgerte mich, als sie mich ihren „kleinen Offizier“ nannte. Es gefiel mir viel besser, wenn sie mich „lieber

Junge“ nannte und nicht meine Uniform bewunderte. Ich wusste zwar, dass ich schick darin aussah, besonders, wenn der Gürtel sehr eng geschnallt war, aber sie erinnerte mich an so viel Unangenehmes.

„Ich freue mich darauf, dass du am Samstag kommst, und deine Schwestern erwarten ihren schicken Kadetten-Bruder“, sagte Mama und gab mir ein kleines Kuchenpäckchen und einen Kuss.

„Übrigens, wie haben dir die Kuchen geschmeckt, die ich dir neulich mitgegeben hatte?“ fragte sie plötzlich. „Sie waren köstlich“, sagte ich und wurde rot dabei. Ich wollte nicht, dass sie die Wahrheit erfuhr. Aber dieses Päckchen hatte ein ähnliches Schicksal. Ich öffnete es im Schlafsaal, um es mit den anderen zu teilen, aber Kipjatkow riss es mir aus den Händen und verteilte den Inhalt, als wäre es seines. Ich ging dabei leer aus.

An diesem Samstag riss mir Kipjatkow einen Knopf von der Jacke ab. Er war tyrannisch und suchte immer einen Grund zum Streiten. „Macht nichts“, sagte ich, „der war schon lose und ich hätte ihn sowieso festnähen müssen.“ Ich war an diesem Morgen sehr glücklich und bemühte mich, zu jedermann freundlich zu sein, denn ich dachte an mein freies Wochenende, das am Nachmittag beginnen würde.

Als ich zum Offizier de jour kam und ihm melden wollte, dass meine Sachen alle in Ordnung seien und ich um meinen Wochenendurlaub bäte, schaute er meine Jacke an und bemerkte, dass ich den Knopf nicht richtig herum angenäht hatte: Der doppelköpfige Adler stand auf dem Kopf. Er sah mich als einen an, der seine Sachen nicht in Ordnung hält, und sagte mir, er erlaube mir nicht, dieses Wochenende heimzugehen.

Meine Antwort klang mir inzwischen schon ganz natürlich – „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ Ich hatte große Fortschritte gemacht und diese Stückchen militärischer Taktik bereits verinnerlicht. Natürlich war ich bitter enttäuscht, aber was konnte ich tun? Mir blieb nichts anderes übrig, als den nächsten Sonntag abzuwarten. An den Sonntagen gingen wir zu einem Gottesdienst in die Kirche, die zur Kadettenschule gehörte. Es war ein sehr langer Gottesdienst und wir mussten bis zu seinem Ende in Reih und Glied ohne Bewegung dastehen. Zu unseren Sonntagsmahlzeiten gingen wir in derselben Ordnung wie an Werktagen, jeweils zu zweien, und das Essen war an diesen Tagen ausgezeichnet. Wirklich schlecht war es überhaupt nie.

Ich werde mit Kommandos vertraut und darf am Wochenende nach Hause

Während meiner ersten Woche in der Kadettenschule wurde ich mit den verschiedenen Kommandos vertraut. „Aufstehen!“ „Ab zum Mittagessen!“ „Ab zum Abendessen!“ „Antreten!“ und anderen. Ich lernte „Stary Barabaschtschik“ zu trommeln, ich lernte die Texte der Lieder, die wir beim Marschieren sangen, und viele andere nützlich-nutzlose Dinge. Meine Stiefel waren viel zu groß und meine Hacken waren offen und wund von unseren Märschen. Ich konnte sie nicht oft genug waschen, da wir immer in Eile waren. Beim Marschieren traten die Jungen mir in die Hacken, wenn mein Schritt nicht korrekt war. Es tat sehr weh. Ich konnte kaum meine Füße auf den Boden setzen und dabei musste ich auch noch marschieren! Niemand war da, den ich hätte fragen können, der mir einen guten Rat hätte geben können. Die Jungen lachten über Sachen wie wunde Hacken, wenn sie das Glück hatten, selbst keine wunden Hacken zu haben. Die meisten liefen sich am Anfang die Füße wund, bevor sie lernten, die Owertka, den Fußlappen, richtig um den Fuß zu legen, aber sie hatten das alles schnell vergessen. Anscheinend vergaßen sie überhaupt alles und dachten an gar nichts mehr: Es gab zu viel Märsche und zu viel Drill.

Unsere Lehrer waren alle Offiziere, nur ein einziger war Zivilist. Die meisten von ihnen waren selbst Kadetten der Nepljujew-Kadettenschule gewesen und ich glaube, dass sie viele der Riten der Kadetten kannten und gut hießen, obwohl die manchmal sehr grausam waren. Eine der Traditionen der Nepljujew-Kadettenschule war

beispielsweise, dass noch niemals ein Jude sie besucht hatte.

Einmal war ein Neuer, dessen Vater für besonders tapferes Verhalten das St.-Georgs-Kreuz verliehen bekommen hatte und dann im Kampf an der österreichischen Front gefallen war, der aber zu seinem Unglück Jude war, von den andern Jungen aus dem Fenster geworfen worden und hatte sich ein Bein gebrochen. Seine Mutter, die sehr arm war, musste ihn wieder mit nach Hause nehmen, denn die Lehrer befürchteten, dass sich das wiederholen könnte.

Kurz danach sagte ein Junge, der mich offenbar hasste, dass auch ich Jude sei. Ich war in der Klasse der einzige mit braunem Haar; die anderen kamen fast alle aus Orenburg, wo man gewöhnlich blond ist. Sie glaubten ihm und trotz meines erbitterten Widerstands und meiner Proteste nahmen sie mich und hielten mich schon aus dem Fenster, um mich hinunterfallen zu lassen. Es war der dritte Stock, und wenn sie es ausgeführt hätten, wäre ich tot gewesen. Aber etwas unglaublich Wunderbares geschah. Plötzlich tauchte ein Junge auf, den ich in der Kadettenschule nie zuvor gesehen hatte, und den ich als Gassilnikow aus Troizk wiedererkannte, und kam mir zu Hilfe. „Ich weiß, dass er kein Jude ist“, sagte er, „ich kenne ihn aus Troizk.“ Er hatte genau so viel zu sagen wie Kipjatkow und die Jungen hörten auf ihn. Als ich ihn später fragte, wann er in Troizk die Schule verlassen habe, sagte er stolz, dass er niemals ein *Schpak* gewesen sei und dass ich mich irren müsse. Ich protestierte. Ich sagte ihm, dass ich mich an ihn erinnern könne, aber er wollte darüber nicht sprechen.

„Du bist dort vielleicht zur Schule gegangen und warst ein *Schpak*. Ich war immer ein Kadett“, sagte er.

Am nächsten Samstag bekam ich die Erlaubnis, nach Hause zu gehen. Ich war wahnsinnig vor Freude. Ich konnte kaum glauben, dass es wahr sein sollte.

Mama und meine Freunde erwarteten mich. Der heiße Samowar stand summend auf dem Tisch. Zum Tee gab es wunderbare Piroggen und süße Küchelchen. Es war ein festlicher Empfang und ich war sehr stolz. Mama und meine Schwestern waren furchtbar lieb zu mir und ich musste schlucken, um nicht loszuheulen, als ich nach all dem Grausamen und Schrecklichen, das ich in den letzten vierzehn Tagen erlebt hatte, all diese Liebe sah.

Als ich mich am Sonntagabend wieder auf den Weg in die Kadettenschule machte, gab mir Mama wieder ein kleines Kuchenpäckchen, das so klein war, dass ich es in der Tasche behalten konnte, und ein zweites, das ich unter die Jungen verteilen konnte. Sie muss von Tamara, die ja in einem ähnlichen Institut war, gehört haben, was für ein Schicksal die Päckchen sonst hatten. Meine Mutter war so klug und so lieb! Die ganze Woche träumte ich von meinem nächsten Wochenendurlaub.

Erlebnis mit einem General

In der Kadettenschule waren wir den ganzen Tag über beschäftigt. Wir standen sehr früh auf und mussten uns schnell waschen und anziehen. Dann mussten wir marschieren, hatten Unterricht, Turnen, Übungen. Wir bekamen keine Hausaufgaben, und wenn wir keinen Unterricht hatten und nicht beobachtet wurden, spielten wir Karten oder kletterten durch ein Fenster, um in der Angara zu angeln. Heimlich rauchten wir auch. Aber die jüngeren Kadetten durften sich nicht nur nicht von Lehrern und Offizieren, sondern auch nicht von den älteren erwischen lassen. Das sei eine Tradition, hieß es. Kipjatkow und Gassilnikow gaben damit an, sie hätten in Uniform auf der Straße geraucht und niemand habe sie gesehen.

Einmal versuchte ich das auch und beinahe hätte es ein furchtbares Ende genommen. Ich rauchte auf der Straße, als ich plötzlich einen alten General um die Ecke und gerade auf mich zukommen sah. Ich steckte meine Zigarette in die Tasche, weil keine Zeit mehr war, sie wegzuworfen. Ich grüßte militärisch und machte meine Ehrenbezeugung sehr hübsch. Der General, dem das offensichtlich gefiel, blieb stehen und sagte ein paar Worte zu mir. Ich antwortete so, wie man es mich in der Kadettenschule gelehrt hatte. Er fragte sehr freundlich, denn ich schien ihm zu gefallen. Inzwischen glomm die Zigarette in meiner Tasche fort und meine Haut war schon versengt. Ich musste ihm meinen Namen sagen, wie alt ich sei, wie meine Lehrer hießen, in welcher Klasse ich sei und manches mehr. Schließlich fragte er mich noch, was es heute zu essen gegeben habe, und dann ging er mit der aufmunternden Bemerkung, dass ich

ein Molodez, ein ganzer Kerl, sei, schließlich weiter. Formvollendet machte ich kehrt und im gleichen Augenblick fiel die Zigarette durch das große Loch, das sie in meine Tasche gebrannt hatte, zu Boden. Ich hatte zwar eine unangenehme Brandwunde, aber ich war doch froh, dass ich dem General nicht gezeigt hatte, welchen Schmerz ich ausgestanden hatte, und weil ich seine Fragen zu seiner Zufriedenheit auf die beste Weise nach unserer Tradition beantwortet hatte. Schließlich hätte ich leicht Bau kriegen oder gar geschasst werden können, wenn es herausgekommen wäre.

Obwohl ich mich allmählich an die Kadettenschule gewöhnt hatte, sehnte ich mich immer sehr nach den Wochenenden zu Hause. In der Schule blieb alles beim Alten - wir hatten unsere Stunden, Übungen, Märsche und was sonst dazu gehörte. Ich war jetzt schon kein Neuer mehr und wurde nicht mehr so schlecht behandelt wie am Anfang, Ich bekam den Spitznamen Wydra, das hatte zwei Bedeutungen: Einmal hieß das Otter, aber im übertragenen Sinn bezeichnete es auch jemanden, der verprügelt worden ist. Mir gefiel mein Spitzname nicht, weil in ihm nicht zum Ausdruck kam, dass ich mich gewehrt hatte, als man auf mich eingedroschen hatte, dass ich nicht nur ein Opfer der Prügel gewesen war. Aber der Spitzname blieb mir lange Zeit.

Einmal hatten wir eine Parade und es war fabelhaft, in unseren blauen Uniformen nach den Klängen der Musik zu marschieren. Wir waren alle glücklich und nervös, Kadetten wie Offiziere.

Als wir, die ganze Kadettenschule in zwei Reihen, stillstanden, kam ein General mit einer Suite von Offizieren, um uns zu inspizieren. Es war derselbe, der

mich angesprochen hatte, so dass ich die Zigarette in meiner Tasche verstecken musste. Wir mussten hölzerne, ausdruckslose Gesichter aufsetzen und stillstehen, während er die Front entlangschritt. Einige Male blieb er stehen und sprach einen der Kadetten, die vor ihm standen, an. Ich weiß nicht, ob er mich wiedererkannt hatte, aber er blieb vor mir stehen, sagte etwas zu den Offizieren und stellte mir ein paar Fragen, darunter wieder die, was wir zuletzt zu essen bekommen hätten. Am Schluss nannte er mich wieder Molodez. Ich war sehr stolz drauf, dass er mich bemerkt und vor der ganzen Schule angesprochen hatte.

Ich werde Katjas Kurier und schlafe im Freien

In der Kadettenschule geschah nicht viel Interessantes. Ein Kadett aus der letzten Klasse war von irgendjemandem in Irkutsk erschossen worden, wie ich hörte, von dem eifersüchtigen Ehemann einer schönen Frau. Das Begräbnis war sehr feierlich und der Gottesdienst dauerte so lange, dass ich danach kaum noch gehen konnte.

Die meisten Kadetten sprachen über ihre Liebsten aus dem Kriegswaisenhaus, dem Institut für die Töchter gefallener Offiziere, in dem auch meine Schwester war. Einige von ihnen waren in Tamaras Freundin Katja Polewaja verliebt. Ich hatte kein Interesse an Mädchen, aber ich dachte mir, es wäre toll, die berühmte Katja zu treffen.

An einem meiner freien Nachmittage ging ich Tamara besuchen und richtete es so ein, dass ich auch Katja traf. Sie war ein ziemlich nettes Mädchen, aber nicht eigentlich besonders hübsch. Sie sagte mir, sie kenne keinen einzigen von den Jungen, die ich ihr nannte. Also waren das alles Lügengeschichten von kleinen dummen Angebern!

Katja Polewaja war ausgesprochen lieb zu mir und sie bat mich, ihrem Freund Petrow, der sehr viel älter als meine Klassenkameraden war, einen Brief zu überbringen. Ich versprach es ihr. Petrow war in der fünften Klasse, ich musste also vor ihm strammstehen, wenn ich ihn ansprach. Nachdem ich ihm gesagt hatte, dass ich einen Brief für ihn habe, übergab ich ihm den Brief.

Seitdem protegierte er mich in einer kühlen und sehr überlegenen Art. Es war jedenfalls angenehm, einen der Großen zu kennen. Manchmal rief mich Petrow in seinen Schlafsaal, wo die älteren Kadetten saßen, rauchten und Musik machten.

Jeden Donnerstag gingen alle Kadetten der Schule ins öffentliche Bad. Den ganzen Weg marschierten wir und es war ein langer Weg. Trommler und Trompeter zogen am Anfang des Zuges und ich hatte Mühe, Schritt zu halten. Ich war sehr klein und wegen meiner kurzen Beine immer außer Atem. Später, als es kalt wurde, und der eisige Wind von der Angara her wehte, war es gar kein Vergnügen mehr, denn ich trug nur einen dünnen Mantel und war, anders als die anderen, an das sibirische Klima nicht gewöhnt. Die anderen Jungen stammten aus Sibirien und dem Ural.

Es war Winter geworden. Der Schnee lag hoch und es war sehr kalt, sehr viel kälter als in Troizk oder Petrograd. Ich weiß nicht, wie damals die Durchschnittstemperatur war, aber die Temperaturen gingen bis auf dreißig und sogar sechzig Grad unter Null zurück.

Wenn wir im Freien waren, mussten wir alle fünf Minuten die Nase, die Ohren und die Backen reiben, damit sie nicht erfroren. Ich bekam wärmere Kleider und Fausthandschuhe. Nachts konnte ich nicht schlafen, denn unsere Fenster standen offen und ich hatte nur eine Decke, da ich die gestohlene noch nicht zurückbekommen hatte. Wenn ich samstags nach Hause kam, schlief ich für gewöhnlich auf dem Balkon, denn ich brauchte dringend Schlaf, da ich die ganze Woche nicht zum Schlafen gekommen war, und im Zimmer

konnte ich nicht schlafen, weil die Wanzen uns die ganze Nacht drangsalierten. Mama deckte mich mit allen Teppichen und Matratzen zu, die zur Verfügung standen, und mir ging es wenigstens einmal in der Woche richtig gut.

Ich schlief gerne an der frischen Luft. Ich liebte den kalten und majestätischen Himmel, dessen Sterne zu mir hinunterflimmerten. Sie kannten meine Sorgen, denn ihnen erzählte ich alles, auch das, was ich Mama nicht erzählte. Sie wussten, dass ich in der Kadettenschule unglücklich war, sie wussten, dass ich traurig darüber war, noch so jung zu sein und Mama nicht helfen zu können. Sie wussten von vielem, was ich falsch gemacht hatte, und von dem, was ich nicht falsch gemacht hatte. Sie waren freundlich und lieb, sie liebten die Wahrheit und ich musste meine Gefühle nicht in Worte fassen, es genügte, wenn ich sie innerlich empfand, und schon verstanden sie mich. Ach, ihr weisen und schönen Sterne, die ihr am dunklen Himmel des kalten sibirischen Winters funkelt...

Bürgerkrieg? Ich werde Tagesschüler

Von Zeit zu Zeit wurde über den Krieg gesprochen, aber das war alles anscheinend weit weg. Ich wusste nicht, dass ein Bürgerkrieg geführt wurde. Ich dachte, er wäre längst vorbei. Wir hier in der Nähe des Baikalsees hörten nichts darüber, weil die Verbindungen so schlecht waren. Manchmal dachte ich, dass der Krieg und die Revolution ein Albtraum gewesen wären und dass all die schrecklichen Dinge, die ich gesehen hatte, nur meiner Einbildung angehörten. Oft dachte ich, mein Vater wäre gar nicht wirklich gefallen, weil es in Wirklichkeit gar keinen Krieg gegeben hätte, und Papa würde plötzlich zurückkommen und würde Mama und uns alle sehr glücklich machen.

Aber dann kamen wieder häufiger Nachrichten. Wir hörten wieder mehr Berichte von heftigen Gefechten, Siegen und Niederlagen. Wir hörten die Namen Dutow, des Kosaken-Ataman Kapelew, des Führers der Weißen Infanterie, und den Namen Koltschak. Es hieß immer, sie seien Helden und die Roten seien Feiglinge. Eines konnte ich nicht verstehen: Die Roten waren Feiglinge, aber sie gewannen alle Schlachten, und Kapelew, Koltschak und die anderen Weißgardisten waren mutig und besaßen die besseren Armeen und bessere Munition, aber sie mussten sich zurückziehen. Ich dachte, vielleicht lag es daran, dass es in der Weißen Armee so viele Ausländer gab. Wir hörten auch von den Ess-Er, die gegen die Weißen und die Roten kämpften. In Irkutsk hatte der Krieg offenbar keine Auswirkungen auf den Alltag und man zollte den Nachrichten über die heranrückenden Bolschewiken und Ess-Er nicht viel Aufmerksamkeit. Nach meinen Erfahrungen in Troizk hatte ich eine Vorstellung davon,

wie die Bolschewiken aussahen. Obwohl sie in den Zeitungen als blutrünstig und grausam geschildert wurden, hatte ich keine Angst vor ihrer Ankunft in Irkutsk.

Aber die Ess-Er konnte ich gar nicht einordnen. Ich dachte, vielleicht ist es ein wilder Stamm aus dem Kaukasus oder aus Ungarn. Wen ich auch nach den Ess-Er fragte, von niemandem bekam ich eine befriedigende Antwort. Als ich später mit ihnen Bekanntschaft machte, war ich tief enttäuscht: Es gab gar nichts besonders Romantisches an ihnen - es war einfach nur eine Armee aus russischen Soldaten, die von einer politischen Partei, den Sozialrevolutionären, genannt S.R., zusammengestellt worden war.

Eines Tages plötzlich wurde in Irkutsk bekannt, dass die Stadt von Ess-Er umzingelt war. Den älteren Kadetten wurde erlaubt, Bajonette und Flinten zu tragen. Sie sollten die Garnisonen bei der Verteidigung der Kadettenschule unterstützen. Sie mussten den Feind bekämpfen, der in einem Kloster Stellung bezogen hatte, das wir von den Fenstern unseres Klassenzimmers aus sehen konnten. Die Ess-Er bedeckten die Stadt und die Kadettenschule mit Maschinengewehr- und Granatfeuer, deshalb hatten wir keinen Unterricht und mussten den ganzen Tag im Keller sitzen. Ich fand das ziemlich langweilig. So stellte ich den Antrag, aus einem Internatsschüler zu einem Tageschüler zu werden, was auch genehmigt wurde. Ich kam nur zu den Mahlzeiten in die Kadettenschule.

Jetzt hatte ich reichlich Zeit für aufregende Spaziergänge in der Stadt und erlebte viele spannende Abenteuer.

In den Straßen war überall das Maschinengewehrfeuer der Ess-Er. Einige Tage lang hatten wir kein Brot im Haus und Mama wollte mir nicht erlauben, einkaufen zu gehen. Sie wollte das selbst tun. Ich ließ sie nicht allein gehen. Schließlich taten wir das Allerdümmste, was wir tun hätten tun können: Wir - Mama, mein Bruder, meine beiden kleinen Schwestern und ich - gingen alle zusammen Brot zu holen. „Wenn wir schon sterben, ist es schöner, wenn wir zusammen sterben“, sagte Mama.

Wir besorgten das Brot und, obwohl die Maschinengewehrschüsse ununterbrochen durch die Straßen ratterten, wurde keiner von uns getötet.

Es war so kalt, dass alle Wasserleitungen eingefroren waren und wir Wasser aus der Angara holen mussten, in der es ein paar Prorubi, ein paar Eislöcher, gab. Der Irkut, der Fluss auf der anderen Seite der Angara, auf der das von den Ess-Er besetzte Kloster lag, war schon vom Flussbett bis zur Oberfläche zu massivem Eis gefroren. Ebenso der Fluss auf der andern Seite von Irkutsk. Die Angara konnte dem kalten Winter eine Zeit lang widerstehen, weil ihre Strömung so schnell und kräftig war und weil sie so viel Wasser führte. Aber auf der Nordseite ihres Laufs war auch sie schon zum Teil zugefroren. Dort türmten sich riesige Eisblöcke übereinander und allmählich frohr der Fluss von der Oberfläche und den Seiten her bis auf den Grund zu. Wir mussten sehr viel Wasser holen und daher befestigten mein Bruder und ich ein Fass auf einem kleinen Schlitten. Mit einem Eimer versehen, gingen wir zu einer Stelle im Fluss, wo, wie mein Bruder wusste, ein Loch im Eis war.

Die Straßen waren leer, da die Ess-Er sie von Zeit zu Zeit unter Beschuss nahmen. Das unregelmäßige Maschinengewehrfeuer war draußen sehr viel lauter zu hören. Wir machten neben den beiden Maschinengewehren, die wir deutlich im Zimmer hören konnten - einem, das regelmäßig in einiger Entfernung tuck-tuck-tuckerte und einem anderen, das in unregelmäßigen Abständen, aber sehr viel lauter zu hören war - verschiedene andere aus. Alle hatten ihr unterschiedliches und je eigenes Rattern, regelmäßig oder unregelmäßig, laut oder weiter entfernt. Mir gefielen die scharfen Schüsse eines Maschinengewehrs, das seine Stellung in der Nähe des Vogelmarkts hatte. Es kam jedes Mal so plötzlich, und wenn man gerade die Überraschung, es so nah zu hören, überwunden hatte, hatte es auch schon wieder aufgehört. Absolut widerlich fand ich ein Maschinengewehr, das uns mit nur einigen kurzen Unterbrechungen mit seinem ständigen Rattern den ganzen Tag auf die Nerven ging. Es klang, als ob ein bössartiger kleiner Dorfköter den ganzen Tag ärgerlich bellte und nur zum Atemholen einhielt.

Wir hörten auch Kanonen, aber nicht oft. Zuerst kam eine Explosion, dann eine Pause, in der irgendein großes und unsichtbares Ding in einem Halbkreis über unsere Köpfe flog, dann kam wieder eine Explosion, weit weg, auf der anderen Seite.

Ich begleitete meinen Bruder zur Angara. Es war sehr kalt und wir mussten immer wieder die unbedeckten Teile unseres Gesichts mit Schnee einreiben, um sie zu erwärmen. Bei der Angara zeigte mir mein Bruder das Inokentewski-Kloster und sagte, er fürchte, die Ess-Er könnten auf uns schießen, weil wir beide in Kadetten-

Uniform waren. Ich lachte. Wir schöpften Wasser, und als wir fast damit fertig waren, kam eine Salve von Gewehrschüssen aus dem Kloster. Eine Kugel schlug genau zwischen uns auf den eisernen Fassreifen und verbog ihn. Wir fanden die Kugel ein paar Meter entfernt auf dem Eis. Sie war noch warm. Hastig füllten wir das Fass und gingen schnell nach Hause. „Sag Mama nichts!“ sagte ich. „Gut“, antwortete mein Bruder.

Unter den Jungen in unserem Hof war auch einer aus der Irkutsker Kadettenschule. Er erfand gut klingende Geschichten, wie er und seine Klassenkameraden im Nahkampf den Ess-Er gegenübergestanden hätten. Er war zwar ein paar Jahre älter als wir, aber ich glaubte ihm trotzdem nicht. Sein dummes Geschwätz hatte eine üble Wirkung auf mich: Ich beschloss, irgendeine Heldentat zu vollbringen, und das hätte beinahe ein schlimmes Ende genommen.

Wir „teilen das Schicksal“ der älteren Kadetten

Das erste, was ich am nächsten Tag tat, war, meine Klassenkameraden zu überreden, „das Schicksal der älteren Kadetten zu teilen“. „Aber wie?“ fragten sie. Ich erklärte es ihnen so: Da man uns nicht erlaube, eine aktive Rolle bei der Verteidigung zu spielen, sollten wir die älteren Kadetten passiv unterstützen. Wir sollten die Gefahr mit ihnen teilen, indem wir die Aufmerksamkeit des Feindes auf ein anderes Ziel lenkten. Nachdem Kipjatkow und Gassilnikow dem Plan zugestimmt hatten, stellten wir an den Fenstern unseres leeren Klassenzimmers ein paar Puppen auf, denen wir Uniformen anzogen und die wir mit Holzkarabinern ausrüsteten. Der Effekt war fabelhaft.

In den nächsten Tagen konzentrierten die Ess-Er ihr Maschinengewehrfeuer vor allem auf dieses Zimmer und ließen den Turm unbehelligt. Meine Klassenkameraden mussten die ganze Zeit im Keller verbringen, da es nirgendwo sonst sicher war. Ich hielt mich damals wieder längere Zeit in der Schule auf, weil es dort so aufregend war. Abends machten wir „Ausfälle“, um die Patronen zu sammeln, die in den Außenwänden der Schule steckten. Einige Jungen sahen das als einen Sport an, während andere daraus ein Geschäft machten und die Patronen an Munitionshändler verkauften.

Einige Jungen sammelten Kugeln und Patronen, und da diese Sammler nach immer mehr gierten, fragten sie mich, ob ich für sie Patronenhülsen besorgen könne, da ich der einzige Tagesschüler in der Klasse war. „Gut, ich werde sehen, was sich machen lässt“, sagte ich stolz.

Ich bat meinen Bruder und Ljonka, mich zu den vorderen Gefechtslinien zu begleiten. Sie waren beide einverstanden und wir gingen zum Vogelmarkt, der am nächsten an der Frontlinie gelegen war. An diesem Vormittag wurde nicht geschossen. Wir gingen also ruhig dorthin.

Nachdem wir über den Markt gegangen waren, stapften wir durch den tiefen Schnee und über den gefrorenen Fluss in die Richtung, in der wir die Unterstände vermuteten. Auf der anderen Seite lagen bewaldete Hügel, deren einer von regelmäßigen schwarzen Linien im weißen Schnee gezeichnet war. „Vom Maschinengewehrfeuer“, erklärte mein Bruder. Ich weiß nicht, ob das stimmte, ich glaube, ja. Auf unserer rechten Seite, ungefähr ein oder zwei Wersts entfernt, führte eine Brücke über den gefrorenen Fluss in die Stadt. Zu unserer Linken stand ein grauer, ungefähr ein Meter und achtzig hoher Holzzaun. Es war ein herrlicher Tag und der weiße Schnee glitzerte in der Sonne. Wir kamen nur schwer vorwärts, weil der Schnee sehr tief war. Es herrschte völlige Stille. Plötzlich kam ein Schuss von den Hügeln, eine Kugel pfiff über unsere Köpfe und blieb dann in dem Zaun stecken.

„Wir dürfen uns den Ess-Er nicht in Uniform zeigen“, sagte mein Bruder. „Komm, Borja, gehen wir heim!“ Wieder lachte ich und sagte nein. Diesmal dachte sich mein Bruder einen Trick aus und sagte mir, er gehe jetzt nach Hause, in der Hoffnung, dass ich dann schon mitkommen würde. Aber das tat ich natürlich nicht. Als er dann ging, waren Ljonka und ich doch ein bisschen mutlos, aber wir zeigten es einander nicht. Die Stimmung in der eisigen Stille war unheimlich.

Plötzlich stolperte ich über etwas, das mit Schnee zugedeckt war. Es war ein junger Mann der Irkutsker Militärschule, das erkannte ich an seinen Schulterstücken. Ich entschuldigte mich auf militärische Weise, bekam aber keine Antwort.

„Ljonka, er ist bewusstlos“, sagte ich. „Wir müssen im Krankenhaus Bescheid sagen, dass hier Verwundete liegen.“

Ich hatte eine lebhaft Phantasie und stellte mir vor, dass hier Dutzende von Verwundeten im tiefen Schnee lägen, und ich hörte sie flüstern, schluchzen und beten.

„Gut“, sagte Ljonka und wir rannten zum nächsten Krankenhaus. Man hörte uns fast sofort an und wir kamen mit zwei Schlitten an den Ort zurück. Als die Bahrenträger den von uns entdeckten Mann aufhoben, war er so steif wie ein Stück Holz. Sein Gesicht war durch einen Granatschuss schwer entstellt und man konnte ihm das Gewehr, das er an seine Wange gepresst hielt, als ob er zielen würde, nicht aus dem Arm nehmen. Man fragte uns, ob wir vielleicht das Bajonett, die Patronen, oder sonst etwas als Geschenk von dem „Verwundeten“ haben wollten, denn, so sagte man uns, er würde uns bestimmt als Erinnerung für unsere Hilfe etwas geben wollen. Wir lehnten großzügig ab.

Wir gingen ein paarmal ins Krankenhaus, um uns nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen, aber eines Tages bekamen wir heraus, dass er schon, als wir ihn fanden, tot gewesen war, und dass die Schwestern und Pfleger uns das verheimlichten, weil sie annahmen, wir würden dann völlig außer Fassung geraten. Aber schließlich wurden infolge unserer Initiative einige Verwundete gefunden und wir waren deshalb nicht

eingebildet oder stolz, sondern freuten uns aufrichtig darüber.

Irkutsk: von den Roten eingenommen und der Schmuck im Muff

Als wir zurückkehrten, sahen wir große Lastwagen mit weißen Fahnen, die den Fluss überquerten. Die Ess-er hatten Irkutsk eingenommen. Aber viel änderte sich nicht. Ich ging ganz wie gewöhnlich in die Kadettenschule, nur wurde sie jetzt als Waisenhaus bezeichnet und wir trugen keine Uniformen und machten keine militärischen Übungen mehr. Anfangs gab es gar keine Disziplin mehr - wir benahmen uns in der Klasse respektlos, denn die Arreststrafe war abgeschafft. Dann kam Irkutsk unter die Gewalt der Sowjets und die Dinge klärten sich langsam wieder. Der Unterricht wurde wieder regelmäßig und war Pflicht und die Museen und Büchereien waren wieder geöffnet.

Etwa eine Woche zuvor wurde ich zufällig Zeuge eines historischen Ereignisses, das mich sowohl faszinierte als auch entsetzte. Es war die Exekution des Gouverneurs von Sibirien und Oberbefehlshabers der Weißen Russischen Armeen, des Generals Koltschak. Ljonka und ich kamen gerade von einem unserer Streifzüge durch die Stadt zurück, als unsere Aufmerksamkeit von einer Gruppe Soldaten mit einem Offizier der Bürgerarmee und drei Offizieren in Uniformen der Weißen Armee gefesselt wurde. Sie alle gingen in den Hof eines großen weißen Hauses.

Als wir ihnen folgten, konnte ich die Schulterstücke eines der Offiziere sehen. Er hatte den Rang eines Generalleutnants.

Im Hof gab der Offizier der Bürgerarmee den Soldaten kurze Befehle und die Offiziere in den Uniformen der

Weißer Armee wurden an eine Wand gestellt. Der Offizier las etwas vor, das anscheinend alle anging. Dann wurden den Offizieren, die an der Wand standen, weiße Binden gegeben. Ich war nun sicher, dass man sie erschießen würde. Ich konnte mich nicht bewegen: Ich war vor Schreck wie gelähmt und konnte meine Augen nicht abwenden. Der erste der drei an der Wand ließ sich von einem Soldaten die Augen verbinden. Er schwieg und schien ruhig. Der zweite hatte einen hysterischen Anfall und schrie mit einer sich überschlagenden und fast unmenschlichen Stimme. Er bat, begnadigt zu werden, und als er sah, dass alles vergebens war, weigerte er sich, wieder aufzustehen und seinem Tod wie ein Mann zu begegnen. Während dieser Offizier einen erbärmlichen Anblick bot und bei dem Versuch, um jeden Preis sein Leben zu erhalten, seine würdige Haltung und Contenance verlor, war der dritte Offizier, Koltschak selbst, das gerade Gegenteil. Mit einer Gebärde der Entrüstung warf er die Binde auf den Boden, grüßte so, als ob er im Begriff wäre, eine Truppe bei der Parade zu inspizieren, und gab mit einer Stimme, die nur gewohnt schien, Befehle zu geben, das Kommando für seine eigene Exekution. Dem Wort „Feuer!“ folgte auf der Stelle eine Salve. Es war ein Zeichen des Respekts und der Achtung, die die Soldaten ihrem Feinde erwiesen.

Mama verdiente nicht genug, wir mussten daher das Familiensilber und das Familienleinen verkaufen, um Essen kaufen zu können. Ich hasste das, ich hielt es für erniedrigend. Mama sagte dann: „Wenn du nicht gehst und etwas verkaufst, wirst du nichts mehr zu essen kriegen können.“

„Macht nichts“, war dann meine Antwort. Wenn sie aber sagte: „Bitte geh, ich würde gerne etwas zu essen haben!“ ging ich gleich los. Leider sagte sie das sehr selten, da sie niemals an sich selbst dachte.

Wenn es mir gelungen war, etwas Silber zu verkaufen, musste ich Brot, gefrorene Milch, Butter und etwas zum Heizen kaufen. Es war billiger, wenn man Holz in großen Klötzen kaufte, außerdem konnte man es so auch leichter auf dem Schlitten nach Hause bringen. Ich musste das Holz dann in kleine Stücke hacken. Diese Arbeit gefiel mir und ich entwickelte eine regelrechte Technik beim Zerspalten der größten Holzklötze. Mama verdiente Geld durch Maschine schreiben und musste eine Rolle in einem Stück von Maxim Gorki spielen, um mehr „Nahrungsmittel-Produkte“ bekommen zu können: Ihre Bezahlung im Büro bestand größtenteils aus Esswaren. Wir konnten die Sachen einmal im Monat mit unserem kleinen Schlitten im Büro abholen. Das Essen war sehr gut und es gab viel, aber Mama hatte vier Kinder im Wachstumsalter. Aber dennoch, solange wir in Sibirien waren, hatten wir noch genug.

Jetzt waren wir alle wieder „daheim“. Nach der Auflösung der Kadettenschule und des Instituts für Offizierswaisen war Mama in einer schwierigen Lage und wusste nicht, was sie tun sollte. Sie hatte ein bisschen wunderbaren Schmuck und hatte den Plan, ihn zu verkaufen, sobald sich dazu Gelegenheit böte. Sie hatte ihn vorläufig in ihren schönen Hermelinmuff eingenäht.

Mein Bruder, der sich von Zeit zu Zeit sehr schlecht benahm, versetzte Mama immer wieder mit der Drohung in Schrecken, er werde seinem Freund Sorkin erzählen,

dass sie sehr viel Schmuck besitze. Aus Furcht, dass man den Schmuck konfiszieren könnte, hatte sie ihn in den Muff eingenäht. Mama dachte, sie würde den Schmuck unbedingt brauchen, um in der Lage zu sein, uns aufzuziehen und uns eine anständige Erziehung angedeihen zu lassen.

Eines Tags war der Muff gestohlen. Mama war verzweifelt und nahe daran, sich umzubringen. Ich versuchte so mit ihr zu reden, wie ich dachte, dass mein Vater mit ihr gesprochen hätte, und glücklicherweise erwähnte ich etwas, das ihr Hoffnung gab. Kurz zuvor hatte sie einen Brief aus Petrograd bekommen und erfahren, dass es unserer Großmutter⁶ und unserer Tante⁷ den Umständen entsprechend gut gehe. Sie luden uns ein, zu ihnen zu kommen und bei ihnen zu wohnen. „Das ist richtig, du bist ein kluger Junge“, sagte Mama, als ich versuchte, sie wieder aufzumuntern und dabei unsere Verwandten in Petrograd erwähnte.

An diesem Tag begann Mama, alles für unsere Abreise nach Petrograd vorzubereiten, aber wir brauchten noch viel Zeit, um den Rest des Bestecks zu verkaufen. Mit dem Geld wollten wir unsere Fahrkarten bezahlen. Dann kamen plötzlich noch zwei Verwandte nach Irkutsk und wohnten bis zu unserer Abfahrt bei uns. Es war eine sehr entfernte Tante und ein angeheirateter Onkel, ihr Mann. Sie war eine sehr schöne und eifersüchtige Frau. Er war Kommunist und hatte nur einen Arm. Dennoch schwamm er besser als alle, die ich sonst kannte. Er muss

⁶ Auguste Leopoldine geb. Bettzich (1852-1921). Der Großvater Paul (*1851), Bankier, war 1914 gestorben.

⁷ Paula Henriette Elisabeth 1890-62 (in England), Sängerin

in der Marine gedient haben, denn er benutzte oft typische Seemannsausdrücke.

Einige aufregende Dinge noch in Irkutsk

Aber wir mussten noch etwas länger in Irkutsk bleiben, und bevor wir diese Stadt verließen und sicher Petrograd erreichten, geschahen noch einige aufregende Dinge. Noch einmal verliebte ich mich und einmal bin ich fast ertrunken:

Ich weiß nicht, wie es zustande kam, dass ich zufällig wieder an derselben Stelle war, wo ich Lida am Abend zuvor getroffen hatte, als die Spiele und Lieder vorbei waren. Es war recht spät und folglich ziemlich dunkel, aber ich konnte deutlich die Spuren unseres Schlittens im Hof erkennen und ich konnte auch das kleine Tor sehen, das in Lidas Garten führte. Ich erinnerte mich an jede Einzelheit unseres Gesprächs am Abend zuvor. Sie hatte da gestanden, hatte sich an den Holzzaun gelehnt und ein bisschen weiter, im Schatten unter ihrem Fenster, hatte ich gestanden. Im Schnee, der sich tagsüber durch die Sonne erwärmt hatte und dann wieder gefroren war, konnte ich ihre Fußabdrücke sehen. Lidas Füße waren klein und schmal und sie trug hohe Absätze. Niemand sonst im Haus hinterließ ähnliche Spuren. Jetzt im Winter trugen alle entweder hohe Stiefel oder Walenki, Filzstiefel. Ich atmete tief die frische Luft ein, wickelte mich in meinen schäbig gewordenen Kadettenmantel und dachte an mein Gespräch mit Lida am Abend zuvor. Wir erwähnten „es“ gar nicht. Aber wir brauchten es auch gar nicht auszusprechen, denn wir wussten es, wir wussten es alle beide.

Wir hatten über alles andere gesprochen: Die wunderbaren Sterne, den Schnee, die Bäume, Sibirien, Russland, die anderen Länder, die anderen Nationen, die anderen Mädchen und Jungen. Am Schluss verabredeten

wir, dass wir uns beim nächsten Versteckspiel zusammen verstecken würden, so dass wir genügend Zeit hätten, nach Herzenslust miteinander zu reden.

Nachdem wir uns am Abend zuvor „Gute Nacht!“ gesagt hatten, konnte ich nicht schlafen und dachte die ganze Zeit nur an Lida. Was für ein wunderbares Mädchen sie war! Lida war von mittlerer Größe und hatte eine vollendete Figur - vielleicht ein wenig zu schlank, aber sie war erst vierzehn und noch nicht voll entwickelt. Lidas Gesicht war von fast klassischer Schönheit. Sie hatte so viel Ausdruckskraft in ihren Zügen, dass ihr Gesicht alle fünf Minuten ein völlig anderes zu sein schien. Ihre schwarzen Augen, ihre gerade Nase, ihr Mund, schön und charakteristisch geformt, ihre kleinen Händchen, ihr wunderbarer Hals - alles war vollendet schön. Aber Lidas besonderer Zauber lag in ihrer Stimme. Sie war melodisch, warmherzig, leidenschaftlich und ungewöhnlich tief für ein Mädchen...

Plötzlich hörte ich vertraute Schritte. Ich sah Lida. Mich sah sie zuerst nicht, da ich im Schatten stand. Sie kam mit flinken kleinen Bewegungen, beugte sich nach vorne und zog sich ihren warmen, weißen Schal zurecht. Dann sah sie mich.

Ohne die geringste Überraschung zu zeigen, mich hier zu treffen, als ob sie gewusst hätte, dass ich hier auf sie warten würde, kam Lida auf mich zu. Sie gab mir die Hand und schaute mir forschend in die Augen. Ihr Gesicht kam meinem so nahe, dass ich ihren Atem spürte. Während ich in ihre geheimnisvoll leuchtenden schwarzen Augen sah, füllte sich mein Herz mit so etwas wie einem frommen Staunen. Dann trafen sich plötzlich unsere Lippen in einem unwillkürlichen Kuss. Süß war er

und schön und so völlig anders als der Kuss, den ich in Troizk Nina vor den anderen Kindern gegeben hatte. Ein Nachtwächter schlug auf eine Eisenplatte, um Einbrecher und Diebe zu verscheuchen, und das brachte uns wieder in die Wirklichkeit zurück. Lida trat einen Schritt rückwärts und hielt dabei immer noch meine Hand in der ihren.

„Komm, wir gehen ein bisschen spazieren!“ sagte sie mit ihrer warmen, impulsiven Stimme.

„Ja, Lidotschka, gehen wir ein bisschen...“

Wieder gingen wir wie in der Nacht zuvor rund um den ausgedehnten Hof, schweigend oder ganz leise sprechend, um nicht den Zauber der ruhigen, stillen Sternennacht zu zerstören. Als wir so gingen, Hand in Hand, vergaß ich völlig, dass ich ein schwacher Junge war, noch nicht einmal fähig, seine Mutter in ihrem Kampf ums Überleben zu unterstützen. Ich hatte vergessen, wo ich war, und fühlte mich groß, stark und voller Kraft für alle Zukunftspläne...

Frühlingsbad in der Angara

Der Winter war vorbei. Die Angara hatte sich wieder vom Eis befreit, das sie gegen ihren erbitterten Widerstand in Ketten gelegt hatte.

Sie hatte sich aufs Äußerste gegen Eis und Frost gewehrt. Immer wieder hatte sie das Eis an der Oberfläche zerbrochen und es mit ihrer mächtigen Strömung flussabwärts getrieben. Aber schließlich war sie von den vielen Eisblock-Armeen überwältigt worden. Die Angara hatte die Eisblöcke zerstückelt, zerkleinert, übereinander gestapelt, aber am Schluss war sie besiegt worden. Jetzt hatte sie ihre Freiheit wiedergewonnen. Der Feind war nicht mehr stark genug, sie zu unterdrücken. Die Angara schlug die letzten Eisblöcke in die Flucht, peitschte sie wütend mit ihren stürmischen Wassern, bis sie sie alle in ihrer rachsüchtigen Umarmung erdrückt hatte.

„Sobald es warm genug ist, werden wir unsere Reise antreten“, hatte Mama gesagt. Sie hatte Papas militärische Orden und Ehrenzeichen und einige ihrer Rot-Kreuz-Medaillen verkauft, so dass wir das Geld für die Reise zusammenbekommen hatten.

Obwohl es noch kalt war, vor allem nachts, gingen wir Jungen manchmal baden. Natürlich heimlich! Meist gingen wir zum Irkut, da die Angara zu kalt war. Einmal setzten wir nahe der Stelle, wo beide zusammenfließen, mit einer Fähre über die Angara und den Irkut.

Als wir die Angara überquerten, sahen wir in das Wasser, das so klar war, dass wir die Steine am Grund und viele große Fische, darunter die Charius, erkennen konnten. In der Angara gibt es viele Fischarten, aber besonders stolz sind die Einwohner von Irkutsk auf ihren Charius.

Sobald wir die Wasser des Irkut erreicht hatten, konnten wir unter der Oberfläche nichts mehr erkennen. Der Irkut hatte eine schmutzig braune Farbe. Wir mussten ungefähr zehn Minuten gehen, um an die Stelle zu kommen, wo wir meist badeten. Im Sommer waren wir sehr oft dort gewesen. Mit Hilfe eines alten Kleie-Sacks hatten wir gefischt und uns dann Fischsuppe gekocht und Kartoffeln im Feuer gebraten. Holz gab es da nicht, wir hatten für das Feuer Kisjak und Gras benutzt. Jetzt hatten wir uns wieder ein kleines Feuer angezündet und standen darum herum, um uns zu wärmen.

Wanjka Chobotow sagte, er wolle heute nicht baden. „Ich geh selbst dann nicht ins Wasser, wenn jemand am Ertrinken ist“, sagte er mit Nachdruck.

„Du hast ja schon die Lebensrettingsmedaille bekommen“, witzelte einer der anderen Jungen, „was brauchst du dich noch einmal anzustrengen?“ Tatsächlich schwamm Wanjka wirklich sehr gut, und was die Geschichte mit der Lebensrettingsmedaille anging, so war das die Wahrheit. Wanjka war kein Angeber, obwohl er Grund dazu gehabt hätte. Er war der stärkste der Jungen und sah sehr gut aus. Die Mädchen rannten ihm nach und er durfte, obwohl er erst sechzehn Jahre alt war, einen Revolver im Gürtel tragen, weil er in der GPU war.

„Komm, wir schwimmen ohne Wanjka zum anderen Flussufer und wieder zurück“, schlug einer vor.

Wir sprangen alle in das eisige Wasser und schwammen hinüber. Dann, nachdem wir das andere Ufer erreicht hatten, kehrten wir wieder um. Es war so kalt, dass ich einen Krampf in einem Bein bekam. Ich versuchte mich mit Hundepaddeln über Wasser zu halten, aber dann geriet ich in einen Strudel und kam nicht mehr heraus.

Die anderen Jungen hatten schon das Ufer erreicht und kommentierten meine „Tauchversuche“.

„Er tut so, als ob er am Ertrinken wäre“, sagte Ljonka.

„Das weiß ich“, sagte Wanjka, „aber ich bin nicht so ein blöder Esel, um das zu glauben.“ Inzwischen musste ich schon jedes Mal, wenn ich an die Oberfläche kam, verzweifelt um Luft kämpfen. Ich hatte bereits unglaubliche Mengen Wasser geschluckt - überall war schon Wasser, im Mund, in der Nase, in den Lungen. Ich hatte jetzt einen Krampf in einem Bein und in beiden Armen. Ich wusste, dass die Jungen dachten, dass ich mich verstellte...

Plötzlich rief mein Bruder, der offenbar begriffen hatte, was los war: „Er ist am Ertrinken! Wanja, hilf mir, um Gottes Willen!“ Ich kann mich an das Weitere nicht erinnern. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Gras neben dem Feuer. Die Jungen machten irgendetwas mit meinen Armen und Beinen. Mit einer dicken Decke rieben sie mich trocken und gaben mir etwas zu trinken. Mir war kalt, ich fühlte mich schwach und ich konnte nicht klar denken...

Abreise aus Irkutsk

Vor unserer endgültigen Abreise aus Irkutsk hatte ich meine Gedichte in die Alben von Rusja, Galja und Lida geschrieben. Ich glaube nicht, dass sie literarischen Wert hatten. Jedenfalls waren die Gedichte, die die Mädchen mir in mein Album schrieben, nicht besonders gut. Lidas Gedicht war das beste. Es war das Lied eines nach Sibirien Verbannten, der im Bergwerk arbeiten musste. Einmal hat sie das Lied gesungen und es gefiel mir sehr wegen seiner einfachen Worte und seiner wunderbar traurigen Melodie.

Als wir das Haus verließen, das für so lange unser Zuhause gewesen war, standen die Jungen und Mädchen am Zaun und winkten. Erst da tat es mir leid, dass wir Irkutsk verließen. In diesem Augenblick wäre es mir lieber gewesen, wir wären gerade erst angekommen, selbst wenn ich dann alle Erfahrungen noch einmal hätte machen müssen, die furchtbare Zeit in der Kadettenschule eingeschlossen, wenn ich mich dafür nur nicht von meinen Freunden hätte trennen müssen!

Auf dem Bahnhof machten wir es uns in unserem Eisenbahnwagen bequem. Es war ein besserer Waggon als der, mit dem wir nach Irkutsk gekommen waren, und er war nicht so überfüllt. Es war eine lange Reise von Irkutsk nach Petrograd: Barnaul, Omsk, Krasnojarsk, der Ural, das europäische Russland. Aber es gab zahlreiche kurze Aufenthalte. Da waren gewaltige Gebiete der Taiga, weite Ebenen, viele Flüsse und Berge. Wir tranken niemals Wasser, sondern immer nur Tee: Wir hatten so lange Zeit nur das Wasser der Angara getrunken und waren davon verwöhnt. Das Wasser anderer Flüsse hatte anscheinend immer einen eigenartigen Geschmack.

Als wir in Omsk hielten, bekam ich, da wir dort lange Aufenthalt hatten, Gelegenheit, in dem berühmten Irtysh zu baden, wo Jermak, der Eroberer Sibiriens, den Tod gefunden hatte. Während ich in den raschen und trügerischen Wellen des Irtysh schwamm, sagte ich im Geist dem schönen Land, das der Kosaken-Ataman erobert hatte, lebwohl!

Zurück in Petrograd

Ankunft und Schulbesuch

Sofort nach unserer Ankunft in Petrograd machten wir uns auf den Weg zu der Wohnung, in der unsere Familie lebte, seit Babuschkas weißes Haus auf der Krestowski-Insel von der Regierung konfisziert worden war. Ich klingelte. Eine Frau mit einem Gesicht, das bleich und durch Krankheit und Unterernährung angeschwollen war, öffnete.

„Kann ich bitte..?“ Plötzlich erkannte ich, dass es das Gesicht meiner Tante Paula war. Ich küsste sie wild. „Mama und die andern kommen gleich. Ihnen allen geht es gut!“

„Das freut mich“, sagte sie mit apathischer Stimme. Ich konnte nicht verstehen, warum sie so gleichgültig war.

Von meinen Onkeln war keiner da. Onkel Henry war nach Deutschland geflohen, um wieder bei seiner Frau und seinen Kindern zu sein, und Onkel Bery war an Typhus gestorben, den er sich während einer Epidemie bei seinen Patienten geholt hatte.

Ich fand, dass meine Großmutter sich gar nicht verändert hatte. Sie war dieselbe liebe Babuschka geblieben und hatte dieselbe sanfte und freundliche Stimme wie früher. Sie war niemals ärgerlich und man hörte von ihr niemals etwas anderes als freundliche Worte. Und sie meinte es genauso, wie sie es sagte. Babuschka gab mir immer geröstete Brotkrusten, wenn es niemand sah. Sie behauptete, dass sie sie selbst nicht essen könne.

In Petrograd litten seit dem Anfang der Revolution alle Hunger. Sie hatten kein Fleisch, keine Butter, keine Milch, keine Eier und kein Mehl. Alles, was sie hatten, war Schwarzbrot - ein Viertelpfund jeden Tag - und manchmal Kartoffeln. Seit wir angekommen waren, ging es besser. Meine Tante backte manchmal Pfannkuchen in Lebertran (anderes Öl oder Fett gab es nicht) und kochte Kascha.

Ich konnte nichts außer Brot essen. Allerdings gab es nicht genug und ich war manchmal sehr hungrig. Irgendetwas war mit meinem Magen nicht in Ordnung. Mama war in furchtbarer Sorge. Wir gingen zu einem Arzt. Nachdem er mich untersucht hatte, unterhielt er sich sehr lange mit Mama. „Geben Sie ihm nie Sachen, die er nicht mag!“ waren seine letzten Worte. Aber es gab kaum etwas Essbares, das ich auch nur berühren konnte, ohne dass mir nachher schlecht war. Ich wäre zweifellos verhungert, hätte ich nicht Babuschkas Brotkrusten bekommen, die ich sehr gern mochte.

Babuschka starb an Unterernährung. Wir begruben sie in der Familiengruft auf dem Smolenskoje Friedhof.

Bald nach ihrem Tod mietete sich meine Tante ein Zimmer in der Nähe des Friedhofs, so dass sie sich besser um das Grab kümmern konnte. Meine Schwestern waren wieder in einer Einrichtung für Waisen untergebracht. Mein Bruder war von zu Hause weggelaufen und zu den Besprisorniki, den vagabundierenden Jugendlichen, gestoßen. Mama bekam irgendeine Arbeit auf dem Lande und kam nur einmal im Monat in die Stadt, um nach mir zu sehen. Sie brachte immer ein paar Dosen mit und ich bekam jeden Monat Brotmarken. Ich kriegte auch Kaffee und Sacharin. Manchmal war ich sehr hungrig.

Allmählich wurde mein ganzes Zahnfleisch blau und meine Zähne lockerten sich. Ich hatte Skorbut.

Ich ging in eine sehr nette sowjetische Schule. Wir hatten interessanten Unterricht bei guten und tüchtigen Lehrern. Alle Jungen und Mädchen sahen in den Lehrern ihre besten Freunde. Trotzdem war ich manchmal ziemlich ungezogen und einmal wurde ich beinahe aus der Schule hinausgeworfen. Der Unterricht, an denen sowohl Mädchen als auch Jungen teilnahmen, fing meist mittags an und ging im Allgemeinen bis sechs.

Nach der Schule spielte ich häufig Fußball. Ich war in einer der besten Jugendmannschaften in Petrograd. Wir nannten uns die „Kadetski“, denn unser „Heimatplatz“ war der Spielplatz der früheren „Ersten Petersburger Kadettenschule“. Unsere Mannschaft bestand aus frechen kleinen Kerlen wie mir. Einige von ihnen waren schreckliche Raufbolde, immer auf Schlägereien aus. Und Gelegenheiten gab es genug, bei denen wir unseren Kampfgeist beweisen konnten. Das war meist nach dem Ende eines Fußballspiels, wenn die gegnerische Mannschaft verloren hatte. Die Gegner fanden es abscheulich, von den „kleinen Jungs“, wie sie uns nannten, besiegt zu werden. Alle in unserer Mannschaft waren ziemlich klein, aber trotz unserer kurzen Beine waren wir gute Fußballspieler und hatten ein schönes Mannschaftsspiel entwickelt. In Vergleichskämpfen verloren wir nie, jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern.

Oft mussten wir nach der Halbzeit aufhören und das Feld verlassen, um nicht von den anderen verprügelt zu werden, die uns vorwarfen, wir spielten unfair und rau. Wir hatten keine Mannschaftskleidung, nicht einmal

Hemden oder Strümpfe von derselben Farbe. Die meisten von uns trugen dieselben Stiefel, die sie in der Woche und an den Sonntagen trugen. Ein paar Jungen hatten richtige Fußballstiefel. Schon ein einzelner Fußballstiefel war etwas, auf das man stolz sein konnte. Aber trotz allem gefiel uns das Fußballspielen sehr und wir hatten großen Spaß an unseren Vergleichskämpfen.

Freizeit

Wenn ich heimkam, trank ich meist eine Tasse Kaffee und aß meine Portion Brot. Danach machte ich meine Hausaufgaben und las dann, was mich interessierte. Ich las sehr gerne, - Lesen half mir zu vergessen, dass ich nichts zu essen hatte. Meine Tante hatte viele Bücher. Es waren sehr unterschiedliche Bücher: schöne Literatur, Philosophie, Medizin und anderes. Ich las alles, was mir in die Hände kam.

Meine Lieblingsbücher waren Puschkins „Hauptmannstocher“ und Turgenjews „Rauch“. Mir gefielen auch die Indianergeschichten von Fenimore Cooper und ebenso die Bücher von Walter Scott und Alexandre Dumas. Ich las auch Jules Verne, aber ich hatte bald genug von seinen Abenteuern. Wenn ich Reisebücher, Bücher über wissenschaftliche Expeditionen und Seegeschichten las, schlug ich immer die Orte des Geschehens auf der Karte nach. Immer lagen viele unterschiedlich große Karten in verschiedenen Farben und für verschiedene Zwecke auf meinem Tisch.

Medizinische und philosophische Bücher waren schwierig für mich. Sie enthielten zu viele Worte, die ich nicht kannte. Oft schrieb ich diese Worte auf einen Zettel und fragte dann meine Klassenlehrerin nach der Bedeutung. Sie war sehr freundlich, ging auf meine neugierigen Fragen ein und beantwortete sie alle, so gut sie konnte. Neben Fußball und Lektüre hatte ich keine weitere Freizeitbeschäftigung als Noshitschek, einem Messerspiel, das ich mit den Jungen auf der Straße spielte. Einige meiner Spielkameraden waren Besprisorniki, Diebe und Raufbolde.

Außer meinem Finnenmesser trug ich immer auch noch einen Totschläger in der Tasche, wenn ich mit ihnen zusammen war. Einmal bewahrte mich das davor, dass mir mein Mantel geraubt wurde. Ich ging diesmal von der Schule gleich nach Hause, da wir an dem Tag nicht Fußball spielen wollten. Als ich um die Ecke von Newa Uferstraße und Kadetskaja Linija kam, sah ich eine Gruppe von Besprisorniki vor mir. Ich ging weiter und hörte sie flüstern. Das machte mich misstrauisch. Ich steckte meine Hand in die Hosentasche und umklammerte meinen Totschläger mit festem Griff. Ein großer Junge, offenbar ihr Anführer, kam auf mich zu.

„Zieh den Mantel aus!“ sagte er im Befehlston.

„Da hast du's!“ antwortete ich und schlug ihm auf die Brust. Der Junge fiel zu Boden und war anscheinend bewusstlos. Ich muss ihn irgendwo in der Nähe des Herzens getroffen haben. Ich hatte Glück gehabt, aber jetzt musste ich schnell wegrennen, weil die anderen mit wütenden Gebärden auf mich zukamen.

Nach diesem Zwischenfall hatte ich auf meinem Schulweg immer ein etwas unangenehmes Gefühl, wenn ich an dieser Stelle vorbei musste. Aber nichts auf Erden hätte mich davon abhalten können, in die Schule zu gehen – nicht einmal die Besprisorniki. Ich war so glücklich, in meine schöne Schule gehen zu können. Mit den Besprisorniki und anderen Kriminellen war es inzwischen noch schlimmer geworden, als es vorher gewesen war. Besonders übel war es in unserem Viertel. Man sagte, das liege an der Inflation. Vielleicht stimmte das.

Zwei Ereignisse

Um einen Eindruck zu vermitteln, was für Zustände herrschten, möchte ich von zwei Ereignissen erzählen, die in unserer Nachbarschaft stattfanden, und einem, in dem ich selbst eine aktive Rolle spielte.

Zwei Jungen, Zwillinge, die in dieselbe Schule wie ich gingen (sie waren eine Klasse unter mir), sind die Helden der ersten Geschichte. Ihren Eltern ging es recht gut, sie waren beide Regierungsfunktionäre und liebten ihre Kinder sehr. Die Jungen waren wirklich nett und gute Kameraden. In der Schule mochte sie jeder. Leider kamen sie mit Besprisorniki in Kontakt und die hatten einen sehr schlechten Einfluss auf sie. Dass sie in schlechte Gesellschaft geraten waren, fiel zuerst in der Schule auf. Die beiden waren vorher gute Schüler gewesen; jetzt beklagten sich die Lehrer darüber, dass sie faul seien und ihre Hausaufgaben nicht machten. Die Lehrer sagten den Eltern, dass ihrer Meinung nach irgendjemand einen schlechten Einfluss auf ihre Kinder ausübe.

Anfangs hörten die Eltern nicht so sehr hin, wenn die Lehrer sich beklagten, aber als sich diese Klagen ständig wiederholten, fingen sie an, sich Sorgen zu machen. Inzwischen hatten sie selbst gemerkt, dass sich die Jungen verändert hatten. Nach einer Beratung mit dem Klassenlehrer verboten sie den beiden streng, sich mit anderen Freunden als mit ihren Schulkameraden zu treffen. Aber das blieb wirkungslos. Die Zwillinge trafen sich mit den Besprisorniki genauso oft wie zuvor. Es wurde noch schlimmer: Sie fingen an zu stehlen, zu lügen und kamen manchmal überhaupt nicht in die Schule. Aber offensichtlich machte sie diese Art Leben

nicht glücklich, es sah so aus, als fürchteten sie sich vor etwas. Sie lachten nicht mehr und machten keine Witze mehr, ihre Gesichter drückten Unruhe und Anspannung aus.

Eines Tages fand der Vater einen der Jungen in verzweifelter und gedrückter Stimmung. Der Vater war sehr besorgt und gab sich große Mühe, das Vertrauen seiner Kinder wiederzugewinnen. Es gelang ihm auch, den Jungen zu überreden, ihm die Wahrheit zu sagen. Gequält von Angst um sein Leben und das seines Bruders gestand der Junge widerwillig ein schreckliches Geheimnis.

Die Besprisorniki hatten gedroht, sie zu töten, wenn sie sich ihrer Bande nicht anschlossen. Sie mussten zu Hause und in anderen Häusern Diebstähle begehen, und wenn sie in irgendeinem Punkt dem Anführer nicht gehorchten, würden sie, so hieß es, von den Besprisorniki umgebracht: Man würde sie beim geringsten Verdacht von „Verrat“ fangen und mit Vitriol übergießen. Für diese Nacht hatten ihnen die Besprisorniki den Auftrag gegeben, ihnen beim Mord an den eigenen Eltern zu helfen. Einer der Jungen sollte um Mitternacht, wenn die Verbrecher da wären, die Tür öffnen; der andere sollte, sobald die Besprisorniki drinnen waren, auf seinen eigenen Vater schießen.

Nach diesem Geständnis war der Junge in schrecklichem Zustand und sein Vater hatte große Schwierigkeiten, ihn zu beruhigen. Der Junge glaubte, dass nicht einmal die Polizei sie schützen könnte.

Nachdem der Vater die Polizei informiert hatte, wollte er zunächst mit dem andern Zwillingsbruder sprechen, aber da er

überzeugt davon war, sein Sohn würde ihn nicht im Ernst angreifen, ließ er den Dingen ihren Lauf.

Es war Mitternacht geworden. Plötzlich hörten sie an die Tür klopfen. Es waren die Besprisorniki, auf die die Polizisten, die in den Nachbarwohnungen versteckt waren, schon gewartet hatten.

Der eine Junge - der, der seinem Vater den Plan eingestanden hatte - ging zitternd und bleich zur Tür, um sie aufzumachen. Der andere zog einen Revolver und gab einen Schuss auf seinen Vater ab. Er war so aufgeregt, dass er nicht traf, die Kugel berührte nur das Ohrläppchen.

Draußen hörte man Schreie und anderen Lärm. Dann kam ein Polizist und berichtete, dass sie alle Besprisorniki festgenommen hätten. Die Zwillinge hatten einen Nervenzusammenbruch und mussten für ein paar Monate zur Genesung in ein Krankenhaus. Der Junge, der versucht hatte, seinen Vater umzubringen, versuchte mehrere Male, sich das Leben zu nehmen.

Noch ein Fall

Das andere Ereignis hat nichts mit Besprisorniki zu tun, aber es war ebenfalls schrecklich. Immerhin gelang es der Polizei später, die Gesellschaft vor dieser Art von Verbrechen zu schützen.

Während der Inflationszeit gab es viele Leute, die ihr Geld sinnlos ausgaben. Einige kauften besonders luxuriöse Speisen und Getränke, andere gaben ihr Geld in Kabarett und Theatern aus, manche Frauen kauften Schmuck, viele spielten Karten in Nacht-Clubs. Das war auch die Lieblingsbeschäftigung eines jungen Ingenieurs aus unserer Nachbarschaft. Er muss gut verdient haben, denn er war immer gut angezogen, und jedes Mal, wenn ich ihn sah, hatte er andere Schuhe an. Ich hatte nur ein einziges Paar Schuhe und die hätten dringend repariert werden müssen.

Eines Nachts ging der junge Ingenieur wieder in einen Klub, um Karten zu spielen. Er hatte so viel Glück, dass er gar nicht wusste, was er mit all dem gewonnenen Geld anfangen sollte. Aber gerade das wurde ihm fast zum Verhängnis.

Der Ingenieur hatte sein Spiel beendet. Überwältigt von seinem neuen Reichtum, fiel ihm, als er aus dem Spielzimmer in den Salon des Klubs kam, eine junge Frau auf, die weinend auf einem Stuhl saß. Sie schien so unglücklich und verzweifelt, dass der junge Mann, der ein anständiger Kerl war, gar nicht anders konnte, als sie zu fragen, was ihr fehle und ob er ihr helfen könne. Er sagte, er habe gerade eben unglaublich viel Geld gewonnen, und wenn ihre Schwierigkeiten finanzieller Natur seien, könne er ihr helfen.

„Ich bin Witwe und habe einen Jungen. Mein Junge ist schon fast verhungert“, sagte die Frau. „In einem letzten Versuch, ihn irgendwie zu retten, habe ich meine letzten paar Rubel aufs Spiel gesetzt. Jetzt habe ich alles verloren und ich werde nun mein eigenes Kind erschlagen müssen, um ihm weitere Qualen zu ersparen.“

„Weinen Sie nicht“, versuchte der junge Mann sie zu beruhigen. „Ich bin alleinstehend und brauche nicht das ganze Geld. Bitte, erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen!“

Allmählich hörte die Witwe auf zu weinen und nahm mit großem Dank das großzügige Angebot an, unter der Bedingung, dass er sie nach Hause begleiten würde, um ihren Sohn zu sehen.

Sie kauften in dem Nacht-Club etwas zum Essen und nahmen eine Droschke zum Haus der Witwe. Bevor sie gingen, tranken sie noch gehörig. Der Ingenieur bemerkte, obwohl er viel getrunken hatte, dass die Witwe dem Droschkenfahrer eine sehr merkwürdige Adresse nannte. Aber der Fahrer kannte sich anscheinend aus, da er nicht weiter nachfragte, und daher dachte der Ingenieur, dass alles in Ordnung wäre.

Die Frau wohnte sehr einsam, in einem leeren und abseits stehenden Gebäude. Das Haus war zur Hälfte eine Ruine. Seit der Revolution waren viele Häuser in einem ähnlichen Zustand, besonders in Petrograd, und nur ganz allmählich gelang es der Stadtverwaltung, die Stadt wieder aufzubauen und die Ruinen zu beseitigen.

Der Ingenieur bezahlte den Droschkenkutscher und ging mit der Witwe durch dunkle, leere Korridore. Das schwache Licht aus der Lampe, die am Eingang gestanden hatte, warf schwarze Schatten an die feuchten

Wände. Fledermäuse flatterten herum, Ratten trippelten über den Boden.

„Könnten Sie hier bitte warten?“ fragte die Frau ihren Gast, nachdem sie ihn in ein spärlich möbliertes Zimmer am Ende des Gangs geführt hatte. „Ich bin gleich mit meinem Jungen wieder da.“

„In Ordnung, ich warte hier. Bitte, machen Sie alles so, wie Sie es vorhaben!“ gab der junge Mann zur Antwort.

Die Witwe verschwand. Die Tür klickte etwas merkwürdig, als sie sie zuzog, so, als sei sie verschlossen. Der Ingenieur fühlte sich nicht sehr wohl in dieser unheimlichen Umgebung und er versuchte, die Tür aufzumachen. Aber er war eingeschlossen! Eine andere Tür gab es nicht und vor den Fenstern waren schwere Eisenstangen. Im Zimmer standen nur ein Tisch, der Stuhl, auf dem er saß, und ein Schrank. Der junge Mann öffnete den Schrank und fand die Leiche eines Mannes. Er schaute sich den Leichnam genau an und sah, dass an seinem Hinterkopf eine breite, mit geronnenem Blut bedeckte Wunde war. Es konnte nur so gewesen sein, dass der Mann auf dem Stuhl gesessen hatte, den Rücken der Tür zugewandt, und dass ihm jemand, der zur Tür hereinkam, mit einer Axt oder etwas Ähnlichem einen Schlag versetzt hatte.

Schnell zog der Ingenieur dem Toten seinen eigenen Mantel an und setzte ihn auf den Stuhl. Das war nicht sehr schwer, da der Mann in dieser Haltung erstarrt war.

Dann versteckte er sich selbst im Schrank. Kurz darauf hörte er Schritte. Ein Mann mit einem Bart kam plötzlich in das Zimmer gestürzt und gab dem Mann auf dem Stuhl einen schrecklichen Hieb mit einer Axt. Der fiel mit

einem Krach vom Stuhl. Der junge Mann, der trotz der Dunkelheit durch einen Spalt im Schrank alles beobachtet hatte, sah, dass der Bärtige wieder verschwand und die Tür offen ließ.

Sobald dessen Schritte am Ende des Ganges verklungen waren, verließ der Ingenieur vorsichtig das Haus und alarmierte die Polizei. Man nahm die ganze Bande fest; es waren drei: die angebliche Witwe, der Droschkenfahrer und der Mann mit dem Bart.

Einbruchsversuch

Geschichten wie diese ließen mich schaudern. Ich war ein Junge von dreizehn Jahren und wohnte völlig allein in unserer Wohnung.

„Am besten ist es, wenn ich viele Kriminalromane lese“, dachte ich, „damit ich weiß, was ich machen muss, wenn sie kommen.“ Also las ich dauernd Krimis, was dazu führte, dass ich, wenn ich schlafen ging, meinen Totschläger unter mein Kopfkissen legte. Aus Furcht, dass mich der imaginäre Verbrecher im Nebenzimmer hören könnte, traute ich mich überhaupt nicht, mich zu bewegen, bis ich einschlief. Ich schloss mich auch immer in meinem Zimmer ein, damit mich niemand im Schlaf erwürgen konnte.

Eines Nachts, als ich schon das Licht ausgemacht hatte, hörte ich plötzlich ein Geräusch wie von einer Säge. Es schien mir aus der Küche zu kommen. Zuerst konnte ich mich vor lauter Angst nicht rühren. „Vielleicht ist es auch nur meine Einbildung“, dachte ich. Aber ich glaubte immer wieder, das Geräusch zu hören. Mir wurde klar, dass ich nicht einschlafen könnte, bevor ich in der Küche gewesen wäre und mich davon überzeugt hätte, dass alles in Ordnung war. Ganz leise und auf Zehenspitzen ging ich in die Küche, ohne Licht zu machen. Es gab keinen Zweifel, dass das Geräusch von hier kam, und jetzt war es sehr viel lauter. Sobald ich mich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, konnte ich die Tür, die nach draußen führte, erkennen. Eine kleine Säge bewegte sich in einem Kreis um das Schloss. Mein Schreck war zuerst so groß, dass ich nur still dastand und starrte. Ich wusste, dass in ein paar Minuten das Schloss herausfallen würde und ich überhaupt nichts dagegen machen konnte. Ich war wie

gelähmt und blickte auf die Bewegungen der Säge wie das hypnotisierte Kaninchen auf die Schlange. Es gab noch einen Riegel, der den Einbrecher daran hindern konnte, sofort in die Wohnung einzudringen.

Plötzlich verschwand die Säge. Ich hörte einen Schlag und das ausgeschnittene Stück fiel auf den Fußboden. Es machte nicht viel Krach, aber es reichte aus, um mich aus meiner Teilnahmslosigkeit zu wecken. Ich griff nach dem Küchenbeil, mit dem wir immer unser Holz für den Samowar zerkleinerten, und schlug auf die Hand, die durch das Loch griff, um den Riegel zur Seite zu schieben. Mit einem lauten Schrei verschwand der Kerl, der versucht hatte einzudringen, und ließ eine blutige Spur zurück.

Am nächsten Morgen ging ich sofort zur Polizei. (Nachts traute ich mich nicht, das Haus zu verlassen.) Sie setzte Polizeihunde auf die Spur des Mannes und konnte ihn finden. Die Polizei hatte ihn schon länger als Einbrecher in Verdacht und die Beamten waren froh, dass er auf frischer Tat ertappt worden war.

Ich wohne alleine in der Wohnung, die Schwestern kommen am Wochenende

Es war sehr kalt geworden. Ich hatte kein Brennmaterial mehr für den Ofen. Aber ein paar Dinge wurden besser. Mama richtete es so ein, dass eine alte Frau nach mir sah und ab und zu für mich irgendetwas sehr Billiges kochte. Zweimal in der Woche bekam ich auch ein Mittagessen in der „Stolowka“, einer Sonderkantine, nachdem der Schularzt mich untersucht und festgestellt hatte, dass meine körperliche Verfassung ziemlich schlecht war. Er sagte, das liege an der Unterernährung. Aus der ganzen Schule waren es nur sechs Jungen und noch weniger Mädchen, die Marken für diese Stolowka bekamen. Das Essen dort war hervorragend und schmeckte mir sehr gut.

Die alte Hexe, die für mich zu Hause kochte, machte immer solche Gerichte, die ich nicht mochte, so dass sie sie dann selbst essen konnte, wenn ich sie nicht wollte. Dennoch mochte ich sie, weil wir so spannende Fechtkämpfe mit dem Besen miteinander ausfochten. Einmal kam meine Tante zu Besuch, und zwar gerade in dem Augenblick, als ich meine Feindin im erbitterten Kampf in eine Ecke getrieben hatte, nachdem ich sie hatte entwaffnen können, und triumphierend meinen Besen um ihre Nase herum schwang. Meine Tante schien vom Fechten nicht viel zu verstehen, denn nachdem ich ihr erklärt hatte, dass ich „nur meine Gegnerin entwaffnet hatte, ohne sie zu verwunden“, fragte sie meine besiegte Feindin, ob sie verletzt sei. Im Übrigen war meine Tante sehr lieb und bot mir an, mir Englischstunden zu geben. Sie hatte bemerkt, dass ich keine vernünftige Beschäftigung hatte. Ich war sehr froh und nahm das Angebot gerne an. Die Fechtkämpfe fingen schon an,

mich zu langweilen, da ich meine Gegnerin jedes Mal besiegte.

An den Wochenenden kamen meine Schwestern zu Besuch und es war jedes Mal sehr schön. Wir drei saßen dann auf einem Doppelbett, alle in Decken gehüllt. Es war kalt und ich hatte nichts zum Heizen. Ich musste Märchen erzählen. Da ich eine lebhaftere Phantasie hatte, erzählte ich selbst erdachte Geschichten. Kira hörte am liebsten Geschichten, in denen Tiere eine Rolle spielten, die sich in andere Lebewesen verwandeln konnten. Tamara mochte Märchen mit Königen, Rittern, Elfen und Prinzessinnen. Ich musste es ihnen beiden recht machen und das gelang mir auch. Ich konnte sogar noch ein paar Indianer für mich selbst in meine Geschichten einbauen.

Nachdem meine Schwestern mein Interesse an den Rothäuten bemerkt hatten, wollten sie unbedingt mehr darüber erfahren, aber das erwies sich als völlig unmöglich, da sie solche Fachausdrücke nicht verstanden wie „auf dem Kriegspfad“, „meines Vaters Sohn“, „die Friedenspfeife rauchen“, „die Squaws skalpieren“ und so weiter. Daher fasste ich den Entschluss, eine Indianergeschichte zu illustrieren und sie am nächsten Samstag, wenn meine Schwestern kommen würden, zu erzählen. Aber wieder verstanden sie alles falsch!

„Ist das der kleine arme Fuchs, von dem du letzten Sonntag erzählt hast? Sag mir, Borja, wird der Riese ihn verschlingen?“ fragte Kira, als ich ihr das Bild von einem Skalp zeigte, der am Gürtel eines Indianers hing.

„Nein, siehst du denn nicht, das ist Fürst Besstracha-Besupreka“, korrigierte Tamara.

Sie machten mich wahnsinnig, aber ich zeigte meinen Ärger nicht. Schließlich waren sie kleine Mädchen. Aber ich gab es auf, ihnen weiter irgendetwas über „meine Indianer“ zu erzählen und fasste den Entschluss, die Geschichten stattdessen aufzuschreiben.

Tatsächlich schrieb ich eine lange Erzählung nur über „meine Indianer“. Als wir, um zu einer Kur nach Deutschland zu fahren, die Sowjetunion verließen, war ich damit zum Ende gekommen und beim Abschied übergab ich meiner Mutter diese Erzählung als meinen wertvollsten Besitz.

Ich warte auf Mama

Ich wusste niemals im Voraus, wann Mama in die Stadt kommen würde. Aber manchmal hatte ich das Gefühl, dass sie auf dem Weg zu mir war, und wirklich kam sie oft, wenn ich sie erwartete.

Nur einmal war ich schrecklich enttäuscht. An diesem Tag fühlte ich mich aus irgendeinem Grund sehr einsam und deprimiert und Mama fehlte mir mehr als sonst. „Vielleicht kommt sie heute“, dachte ich. Meist kam sie gegen vier Uhr nachmittags und wir trafen einander oft in der Nähe der Universitätsbrücke, wenn die Schule früher aus war. In der Hoffnung, dass Mama an diesem Tag kommen würde, zog ich meinen Mantel an und ging die Uferstraße entlang auf die Brücke zu, da sie für gewöhnlich um diese Zeit kam. Dann fiel mir plötzlich ein, dass es aussehen könnte, als benähme ich mich wie ein kleines Mädchen, wenn ich meine Mutter abholen wollte, ohne vorher darum gebeten worden zu sein. Ich konnte es nicht ausstehen, wenn ich bemerkte, dass ich so zärtliche Gefühle hatte, und ich wollte, dass niemand, auch Mama nicht, jemals erfuhr, wie sehr ich mich nach ihr sehnte. Ich beschloss daher, an der Uferstraße auf Mama zu warten, so dass ich sie, wenn sie kommen sollte, „rein zufällig“ dort treffen würde. Aber sie kam nicht. Ich wartete Stunde um Stunde. Es war sehr kalt, mein Mantel war sehr dünn und ein eisiger Wind blies von der Newa her. Immer wenn ich eine Frau in einem braunen Mantel, der dem meiner Mutter ähnelte, sah, hörte ich vor Aufregung fast auf zu atmen und mein Herz schlug heftig. Aber jedes Mal wurde ich enttäuscht. Ich war halb erfroren. Meine Füße fühlten sich schon taub an und meine Hände ebenso. Der Wind trieb mir Tränen in

die Augen und die froren fast in dem Augenblick zu Eis, in dem sie meine Lider netzten. Ich zitterte am ganzen Körper. Mama kam nicht...

Kurz danach kam Mama nach Petrograd. Ich war außer mir vor Glück, aber natürlich sagte ich nichts und zeigte es auch nicht, das wäre „kleinmädchenhaft“ gewesen.

Im Gegenteil, ich versuchte, mich möglichst „männlich“ zu verhalten. Ich war oft so streitsüchtig und eigensinnig, dass selbst meine Mutter, die immer und überall eine friedliche und harmonische Stimmung verbreitete, anfing, sich über mich zu ärgern. Dann rannte ich für gewöhnlich aus dem Haus, bis mich meine gute Mutter schließlich wieder zurückholte und mir alles verzieh. Der Grund war nicht, dass ich von Natur aus streitsüchtig war oder mir das gefallen hätte. Ich hatte ein weiches Herz und ich brauchte viel Liebe. Mein Verlangen nach Liebe war so stark, dass ich niemals genug bekommen konnte, besonders, da ich es nicht zeigte (das wäre „kleinmädchenhaft“ gewesen), und es in meinem Herz verschlossen hielt. Es war, als ob ich einen Strauß schöner schneeweißer Rosen besessen hätte, die ich lieber in meinem Herzen verwelken lassen wollte, als sie Leuten zu zeigen, die sie mit ihren Fingern hätten berühren können.

Wenn ich gerade las, weigerte ich mich immer entschieden, Mama im Haushalt zu helfen. „Wenn du nicht Brot holen gehst, hast du nichts zum Abendessen“, sagte Mama oft, wenn sie zu viel zu tun hatte, um einkaufen zu gehen.

„Ich würde lieber verhungern, als aufhören zu lesen“, war dann meine feste Antwort. Ich habe mir oft gewünscht, dass Mama sich selbst dabei erwähnt hätte. Ich weiß,

dass ich mich dann von meinen Büchern losgerissen hätte, um für sie Brot zu holen. Aber leider wusste sie nicht, wie kompliziert ich war.

Letzte Erlebnisse in Petrograd

Im Winter erfanden die Jungen einen neuen Sport. Ein Junge auf Schlittschuhen machte ein Seil am Ende einer Straßenbahn fest und griff selbst nach dem anderen Ende, so dass die Bahn ihn mitzog, wenn sie losfuhr. Die anderen Jungen hielten sich jeweils am Gürtel oder Mantel des Vordermanns fest und bildeten so eine lange Reihe. Es machte großen Spaß, da manche Straßenbahnen sehr schnell waren. Nachts gossen wir etwas Wasser zwischen die Geleise, so dass das Eis glatt und schön war. Die Polizisten - wir nannten sie Miltoschki - konnten uns nie kriegen, denn wir auf unseren Schlittschuhen waren viel schneller. Meine Schlittschuhe, die ich von irgendjemandem geschenkt bekommen hatte, waren viel zu groß für mich, so dass ich immer die Walenki meiner Mutter darunterziehen musste, bevor ich sie anzog.

Einmal schaute ich mir eine Demonstration auf dem Marsfeld an und hörte einige der berühmten Revolutionäre. Da ich zu weit weg war, konnte ich Lenins Rede nicht richtig hören, aber ich stellte fest, dass alle, die näher bei ihm waren, sehr aufmerksam zuhörten und enthusiastisch applaudierten. Ich versuchte, mehr mitzubekommen, und boxte mich mit den Ellbogen bis zur Tribüne durch, die mit Tannenzweigen und roten Bändern geschmückt war. Aber ich kam zu spät. Lenins Rede war schon vorbei und irgendein anderer war an der Reihe. Neben anderen berühmten Revolutionären sprachen auch Trotzki und Sinowjew. Ich konnte beide nicht leiden: Trotzki nur, weil er diesen kurzen Bart und diese Brille trug, Sinowjew, weil er so dick war und ein so weibisches Gesicht hatte. Arbeiter und Soldaten zogen

mit Beifallsrufen an der Tribüne vorbei. Ein gutes Militärorchester spielte Revolutionsmärsche; die Truppen waren in hervorragendem Zustand und marschierten besser, als ich jemals Weiße oder Rote hatte marschieren sehen. Die Einheiten zu Pferde sahen geradezu aus wie aus dem Bilderbuch.

Unter den Truppen war eine ausländische Elite-Kompanie. Die meisten waren große und bullige Typen. Sie hatten graue russische Soldatenuniformen an und tuchüberzogene Helme auf dem Kopf. Sie marschierten mit ruhigem und kraftvollem Schritt. Nur ein kleiner Kerl an der Spitze machte etwas Komisches. Er bewegte seine Beine, als ob er keine Kniegelenke hätte, wie ein Petruschka, ein Marionette. Ich musste bei seinem Anblick lauthals lachen und wurde von irgendjemandem ernsthaft angesprochen:

„Warum lachst du, du Dummkopf?“

„Aber schau doch nur diesen Affen an!“ rief ich aus.

„Das ist die deutsche Art zu marschieren, junger Freund, und die Deutschen sind tapfere Soldaten“, sagte der Mann.

Die Anrede „junger Freund“ gefiel mir überhaupt nicht.

„Lächerlich so zu marschieren, mitten zwischen anderen, die ordentlich marschieren“, sagte ich ärgerlich. „Ich wünsche dir, dass du noch viel Freude daran hast, die deutschen Soldaten anzuschauen, Genosse.“ Ich ging weg, bevor der Mann seinen Mund öffnen konnte.

In unserem Haus wohnte ein Mädchen, das Walja hieß. Ich war ihr schon oft begegnet, aber ganz plötzlich verliebte ich mich in sie. Nur: Meine Sterne halten wohl

für mich kein Glück in der Liebe bereit. Kurz nachdem ich Walja meinen ersten Kuss gegeben hatte, verließ ich Petrograd.

Es kam alles sehr plötzlich und ich musste ein wunderbares Abenteuer dafür aufgeben. Ich hatte den Eindruck gehabt, dass ich zu jung war, um Walja wirklich zu interessieren. Deshalb dachte ich, es wäre nicht schlecht, für einige Zeit von zu Hause wegzugehen, um so schnell wie möglich ein Mann zu werden. Ich hatte mir überlegt, dass es das Beste wäre, wenn ich zur Marine ginge. Ich kannte viele Jungen meines Alters, die viel älter aussahen, weil sie in der Marine dienten. Es war eine harte und männliche Arbeit und Meer und Sonne würden mich älter und stärker aussehen lassen.

Mir gelang es, den Kapitän eines Eisbrechers kennen zu lernen, und er versprach mir, mich in seine Mannschaft aufzunehmen. Er war sehr freundlich und zeigte mir das Schiff vom Deck bis zu den kleinsten Schrauben im Maschinenraum. Das Schiff war herrlich und alles so sauber und ordentlich! Wir machten aus, dass ich kommen würde, sobald ich zu Hause weggehen konnte. Als ich von meiner Besichtigung des Eisbrechers heimkam, erfuhr ich mit Erstaunen, dass eine andere interessante und aufregende Reise bevorstand.

Reise nach Deutschland

„Du und deine Geschwister, ihr habt vom Petrograder Sowjet die Erlaubnis bekommen, nach Deutschland zu fahren und eure Verwandten da zu besuchen“, sagte Mama. Sie erwähnte nicht, dass es sich um die Erlaubnis zu einem Kuraufenthalt handelte, dass diese Kur womöglich sehr lang dauern würde und dass sie selbst so lange ganz allein bleiben würde. Sie sagte nicht, dass es ihr leid tat, sich von uns trennen zu müssen. Sie wusste, dass unsere Verwandten⁸ in der Lage sein würden, uns wieder in einen anständigen Gesundheitszustand zu bringen und uns aufzuziehen. Sie selbst konnte das nicht. Ich war schrecklich aufgeregt: Wir fahren nach Deutschland!

„Ich frage mich, ob da alle Männer grausame Gesichter und lange Schnurrbärte haben und ob sie wirklich diese furchtbare kehlige Sprache sprechen, die wir in der Schule lernen!“

Ich konnte nicht ganz verstehen, wie Mama zulassen konnte, dass wir in ein so barbarisches Land fahren würden. Unsere Lage musste schon recht übel sein. Ich hatte auch ein schlechtes Gewissen, weil Mama am Vorabend unserer Abfahrt meinetwegen Extraausgaben gemacht hatte. Wir gingen auf den Markt, um eine ihrer Medaillen zu verkaufen. Wir konnten sie zwar verkaufen, aber wir bekamen nicht viel dafür. Es reichte gerade für einen Laib Brot und einen Mostik. Mostik war mein Lieblingskuchen, aber mehr als dreimal im Leben habe

⁸Der Onkel Henry (1875-1928) v.H., seit 1898 in Deutschland, und Ehefrau Emilie geb. Thieme (1873-1960) und die Söhne Erik (1900-1937) – damals schon aus dem Haus – und Bernt (1907-1969). Henry war einer der Brüder des Vaters der drei Kinder: Erich

ich ihn, glaube ich, nicht gegessen. Es war ein sehr teurer Kuchen, deshalb wollte ich nicht, dass Mama ihn kauft, und sagte, es wäre vernünftiger, von dem Geld mehr Brot zu kaufen. „Du weißt doch gar nicht, Mamotschka, ob du morgen eine Medaille verkaufen kannst. Und was geschieht dann?“

„Morgen ist morgen!“ war Mamas Antwort. „Aber jetzt im Ernst, Borja, ich möchte, dass du diesen Kuchen isst.“ Es war sehr leichtsinnig und sehr russisch von meiner lieben Mama und ich musste den Kuchen essen. Außerdem wusste ich, Mama würde sich danach glücklich fühlen. Sie bereitete ihr immer wieder Kummer (auch wenn sie das niemals zeigte), dass sie es sich nicht leisten konnte, uns ein bisschen zu verwöhnen.

*

Mit einem Dampfer verließen wir Petrograd. Mama verabschiedete uns. Sie stand noch lange am Kai und winkte. Liebe Mama, wie schön sie aussah in ihrem dünnen braunen Mantel. Sie weinte nicht, hatte aber Tränen in den Augen. Ich wusste, sie wollte uns nicht unglücklich machen und wollte deshalb nicht, dass wir wüssten, wie leid es ihr tat, uns zu verlieren. Ich wusste, dass sie sich elend fühlte. Zum ersten Mal trennte sie sich für lange Zeit von uns. Ich wusste, dass sie weinen würde, sobald wir sie nicht mehr sehen konnten.

„Wenn ich weg bin, hat sie keinen Mann, der sie trösten kann“, dachte ich.

Ich selbst war traurig und den Tränen nahe, aber ich lächelte und winkte der einsamen braunen Figur auf dem Kai zu.

Boris schreibt einen Brief aus Deutschland

Deutschland,

25. Juni 1923

Meine liebe Mamotschka,

wir hatten eine wunderbare Reise. Wie schade, dass Du nicht mit uns gefahren bist! Alle an Bord waren seekrank, denn hinter Kronstadt und bis Swinemünde war die See ziemlich rau. Tante Paula ging es sehr schlecht, Tamara und Kira ging es sehr viel besser. Ich selbst habe mich völlig in Ordnung gefühlt. Ich glaube, man wird mich später in der sowjetischen Marine nehmen.

Swinemünde war die erste deutsche Stadt, die ich sah. Ich fand, dass sie sehr merkwürdig aussah. Häuser wie Spielkarten: sehr klein, weiß und mit hellen roten Dächern. Merkwürdig! Die Deutschen sprechen tatsächlich so guttural. Viele haben aber keine Schnurrbärte. Ich glaube sogar, dass sie nicht so grausam sind. Bis jetzt habe ich jedenfalls nicht gesehen, dass sie Hunde oder Pferde ausgepeitscht hätten. Es gibt hier sehr viel weniger Hunde, Katzen, Tauben und Pferde als zu Hause.

Tante Emy und Onkel Henry leben in einem hübschen bayerischen Landhaus. Als wir spät abends ankamen, holten uns unsere Cousins vom Bahnhof ab. Das Haus liegt am Hang eines Berges. Zu unserem Empfang war alles festlich erleuchtet.

Wir haben immer sehr viel zu essen. Tamasja und Kirenka mögen Brot mit Marmelade. Ich nicht. Die Deutschen nennen jede Art Konfitüre Marmelade, aber das ist doch falsch, nicht wahr? Außerdem essen sie sie mit Brot und Butter, so als wäre es Käse, Wurst oder Kaviar.

Die Berge rund um den Baikal sind sehr viel höher als die Berge hier, aber die Landschaft ist sehr hübsch. Ich wünsche mir, dass Du sie sehen könntest.

Wenn wir spazieren gehen und jemandem begegnen, müssen wir „Grüß Gott!“ sagen. Tante Emy sagt, das sei höflich. Wenn die Leute antworten, kann ich nichts verstehen. Ich sage immer „Nix Germanski!“

Tante Emy hat mir ein Paar neue Hosen gegeben. Sie sind kurz und aus Leder. Aber das macht mir nichts aus, hier tragen selbst alte Männer kurze Hosen. Und stell Dir vor, Männer haben oft lange Federn am Hut! Tante Emy hat einen Hund. Zuerst habe ich gedacht, es wäre Ryshik.

Hast Du schon Brotmarken für den nächsten Monat bekommen? Bitte lass von Dir hören, wenn Du meine Hilfe brauchst und ich zurückkommen soll. Tante Paula würde sich schon um die Mädchen kümmern.

Bitte richte allen unseren Freunden und Verwandten viele Grüße von mir aus. Bitte vergiss nicht, Walja meine sehr lieben Grüße zu bestellen.

Ich küsse Dich

Dein Boris

Nachwort

Der Text hat eine lange Geschichte durchlaufen: Es ist eine Familiengeschichte. Boris und seine jüngere Schwester Kira waren schon früh nach England ausgewandert. Für zwei Studien-Trimester 1960 lud Boris seinen Neffen Wanja, den Sohn seiner in Deutschland gebliebenen Schwester Tamara, nach Cambridge ein. Wanja war auch ein Heiseler, denn sein Onkel Bernt hatte ihn adoptiert. Sein Vater war im Zweiten Weltkrieg als deutscher Offizier in Russland gefallen. In Cambridge lernte Wanja das englisch geschriebene unveröffentlichte Manuskript kennen und übersetzte es später ins Deutsche. Sein früher Tod 1997 hinderte ihn daran, Nachwort und Anmerkungen zu schreiben, wie er am Anfang seiner Übersetzung angekündigt hatte. Die Fotos, die er wohl hinzufügen wollte, sind verloren gegangen.

Später nahm sich Wanjas Sohn Till Nikolaus des Textes an. Schließlich habe ich ihn bearbeitet. Am Zustandekommen des Buches ist auch die nächste Generation beteiligt: Tills Tochter Emilia in Berlin und der Urenkel des Arztes Bernhard (1880-1920) Michael in Petersburg (beide 1994 geboren). Michael hat die Berliner Verwandten über Facebook gefunden und gibt mir seit Monaten Auskünfte über die Bedeutung russischer Wörter im Text. Emilia hat als Vierzehnjährige mit mir gemeinsam den Text gelesen, denn ich wollte wissen, ob Leser im Alter des Protagonisten das Buch interessiert und wie das Verständnis des Textes erleichtert werden könnte. Sie riet mir, die drei langen Kapitel in viele kurze zu unterteilen und russische und Fremdwörter zu erklären.

Ingrid von Heiseler

Anhang

1. Auszüge aus: Bernt von Heiseler, Haus Vorderleiten. Erinnerungen. Stuttgart: Steinkopf 1971.

[1. Flucht des Vaters aus Russland]

3. (111-117)

Eine neue Not, nach allem, was er schon erlitten und bestanden hatte, erwartete meinen Vater, als er vom roten Militärdienst freikam und zur Mutter und Schwester nach Leningrad zog. Ich erwähnte schon früher, dass die großen Städte in Rußland damals hungerten, viele Alte, Kranke und auch Kinder starben. Als die großzügige amerikanische Hilfsaktion A.R.A. (American Relief Administration) einsetzte, war es für die Großmutter Heiseler schon zu spät gewesen, sie hätte bei rechtzeitig etwas besserer Ernährung wahrscheinlich gerettet werden können. Meines Vaters jüngster Bruder Bernhard war schon vor Jahresfrist in seinem ärztlichen Dienst einsam im Süden Russlands gestorben.

Einen Versuch, unserm Vater zur Flucht aus dem roten Leningrad zu verhelfen, hatten die Wiborger Heiselers im Winter 1921 auf 22 unternommen. Er und die Schwester Paula sollten in einem Schlitten übers Eis nach Finnland geführt werden. Der Besitzer und Fahrer des Schlittens war vorher in der Leningrader Wohnung der Geschwister erschienen und hatten den Zeitpunkt mit ihnen verabredet. In der vereinbarten Nacht warteten die beiden viele Stunden vergeblich: der Mann kam nicht. Er war mit Pferd und Schlitten von der sowjetischen Staatspolizei – damals hieß sie Tscheká – gefaßt worden. Eine lange Zeit verging, dann fand er sich in Leningrad bei Paula ein, entstellt bis zur Unkenntlichkeit, mit geschwellenem Gesicht und Gliedern. Man hatte ihm alles, was er besaß, genommen, ihn ins Gefängnis geworfen und ihn mit Verhören, Prügeln, Kälte und Hungerrationen gequält. Er schrieb seine Entdeckung einem Angeber zu. Vermutlich wären weder mein Vater und seine Schwester noch der Mann selber mit dem

Leben davongekommen, wenn die Tscheká ihn mit den Flüchtlingen in seinem Schlitten abgefangen hätte.

Ein halbes Jahr nach dieser ersten ergab sich eine neue, von Deutschland aus vermittelte Fluchtmöglichkeit. Der deutsche Dampfer „Carbo“, der damals zwischen Leningrad und einigen deutschen Häfen verkehrte, hatte schon mehrfach Flüchtlinge hinausgebracht. Das ging durch den Schiffskoch. Durch diesen wurde mein Vater, das war im August 1922, über den Plan und Zeitpunkt der Flucht unterrichtet. Er hat uns später den ganzen Hergang erzählt.

Er sollte diesmal allein fliehen. Es war ihm gesagt worden, dass er sich am Abend des 23. August zu bestimmter Stunde an einer bestimmten Straßenecke in der Nähe des Hafen-Kais einfinde sollte, dort werde der Koch ihn treffen und ihn auf die „Carbo“ bringen. Träfe er niemand an, so war eine Verhinderung eingetreten und er sollte nach Hause gehen, sich jedoch tags darauf wieder am bezeichneten Ort zeigen.

Die Geschwister hatten für den Abend Freunde zu sich gebeten. Eine Flucht bedeutete eine Gefahr auch für die Angehörigen der Flüchtlinge. Paula konnte dadurch, daß sie Gäste in den Wohnung hatte, den Anschein erwecken, als wäre sie selbst durch die Flucht des Bruders überrascht worden. Ebenso waren Maßnahmen getroffen, um für den Fall der gelungenen Flucht die Schwester zu schützen.

Zur abgemachten Zeit ging der Vater mit seinem Freunde T... fort, nachdem er sich auf Ungewiß von Paula verabschiedet hatte. Nach einer Stunde kamen beide wieder zurück, sie hatten niemand getroffen. Der Rest des Abends verlief, nach der Spannung der vorausgegangenen Stunden, in einer gesteigert heiteren Stimmung. Sie hatten Abschied und Todesgefahr so nahe gehabt, nun war ein unbeschwerter Abend geschenkt. Die Freunde machten Musik, maskierten sich und tanzten bis in die Nacht.

Tags darauf ging mein Vater wieder um die bestimmte Abendstunde aus dem Haus, diesmal allein, und kam nicht zurück.

Er traf an der bezeichneten Stelle den Schiffskoch und einen Matrosen der „Carbo“. Der Koch gab ihm seinen eigenen Paß und

Mütze. So ausgestattet passierte mein Vater in Begleitung des Matrosen die Schiffssperre. Der Matrose mußte später nochmals an Land, um dem Koch seinen Paß für die Rückkehr aufs Schiff zu bringen.

Mein Vater hatte nichts bei sich als den grauen Straßenanzug, den er am Leibe trug, eine Zahnbürste, einen ererbten kleinen Taschenspiegel und Kamm und, in der inneren Brusttasche, die Manuskripte seiner in den Revolutionsjahren entstandenen Werke, auf dünnem Papier in kleiner Schrift zusammengetragen. Was er jetzt bei sich trug, war der dichterische Ertrag seiner schwersten Jahre, alles, was er seit 1916, als die Mutter einige abgeschlossene Werke über Schweden nach Deutschland mitnahm, hatte arbeiten können: das Buch seiner Gedichte „Die drei Engel, die Aufzeichnungen „Marginalien“, Fragmente dramatischer Dichtungen und die Übersetzungen der Dramenreihe „Irische Schaubühne“ von William B. Yeats.

Diese Werke auf anderem Wege nach Deutschland zu schaffen, war aussichtslos, denn niemand durfte Schriftliches aus Sowjetrußland herausnehmen. Ein Engländer, der lange in Rußland gelegt, wollte unter den Bolschewiken dort nicht bleiben und erlangte endlich die Erlaubnis zur Ausreise. An der Grenze aber wurden ihm Manuskripte abgenommen, in denen er sich, Ergebnis der Arbeit vieler Jahre, als Übersetzer Puschkinscher Dichtungen versucht hatte; der Hinweis, daß es sich ja um Verse, nicht um ein politisches Skriptum handelte, machte keinen Eindruck auf den Kontrollbeamten. Die Papiere wurden verbrannt. Mein Vater, dem dieses Vorkommnis bekannt war, hatte daher keinen Versuch gemacht, seine Handschriften nach Deutschland zu schicken oder sie jemand mitzugeben. Er mußte sie selbst mit hinübernehmen. Wenn man in faßte, waren auch sie verloren.

Eine Geheimkammer im Schiff war zur Aufnahme des Flüchtlings bestimmt. An Bord jedoch erfuhr er, daß vor diesem verdeckten Raume Holz aufgestapelt worden war, das nicht rasch genug und nicht ohne Aufsehen entfernt werden konnte. Mein Vater blieb zum Schlafen im unteren Schiffsraum.

Vor Tagesanbruch weckte ihn der Koch und wies ihm ein Versteck an: unter der hintersten Kojen im Zwischendeck. Die Tscheká hatte

durch einen ihrer Spitzel erfahren, daß sich Flüchtlinge auf der „Carbo“ befänden, die polizeiliche Visitation des deutschen Dampfers würde deshalb zu einer scharfen Untersuchung werden. Wer als flüchtig aufgegriffen wurde, hatte den Tod zu erwarten, und zwar meist eine schnelle Erschießung binnen weniger Stunden, ohne Verhör oder sonstigen gerichtlichen Aufenthalt.

Von dem Augenblick an, wo er in seinem Versteck lag mit dem Bewußtsein, gesucht zu werden, muß es eine harte Nervenanspannung für ihn gewesen sein. Er mußte untätig warten. Die Visitation der Schiffspapiere dauerte lange, und als die Kommission ihren Weg durch das Schiff begann, hörte er die Stimmen und herumwandernden Schritte. Zweimal waren die Schritte nah und gingen vorüber. Dann betrat die Kommission das Zwischendeck.

Er liegt in seinem Versteck, unter dem hintersten und untersten Bett, im Dunkel. Er sieht die Stiefel der Kommissare draußen hin und her gehen. Er versteht jetzt, was sie sprechen. Sie haben Laternen, sie leuchten den Raum ab. Sie suchen, finden nichts, gehen wieder der Türe zu. Einer ist noch im Zimmer, seine Stiefel gehen dicht am Bett vorbei, er bleibt stehen, er bringt die Laterne unter den Bettrand. Einen Augenblick starrt man, ohne etwas zu begreifen, in solch ein Gesicht. Aber der Mensch hat nichts gesehen, er war geblendet von der eigenen Laterne. Er richtet sich wieder auf und geht fort.

Nach einiger Zeit kommt der Koch und sagt: die Kommission hat zwei Flüchtlinge gefunden, im Kohlenbunker, sie weiß vom Vorhandensein eines Dritten an Bord der „Carbo“, mein Vater soll an seinem Platz bleiben, das Schiff wird noch einmal durchsucht. Mein vater wartet. Die Kommission kommt wirklich wieder herein.

Eine Stimme: „Hier ist niemand.“

Eine andere Stimme: „Dort unter der Kojen haben wir noch nicht gesucht.“

Die erste Stimme: „Da hab ich beim erstenmal schon alles abgeleuchtet, da ist nichts, kommt weiter.“

So verließen die Kommissare zum zweitenmal ergebnislos das Zwischendeck.

Dann noch das Stilleliegen, das Kaum-atmen-wagen: denn wen die Tscheká nach zweimaligem Suchen nicht fand, den könnte sie beim dritten Rundgang finden – bis man endlich weiß: sie sind fort, sie haben mich nicht, ich bin frei und lebe!

Mein Vater hat uns in seiner Art den Morgen nach dieser Nacht beschrieben. Als alles vorbei ist, als er endlich wagen kann, sein unbequemes und finsternes Versteck zu verlassen, kommt ihm der Gedanke, daß ein Mensch, der solche Stunden durchlebt hat, eigentlich grau sein müßte. Und beim ersten Tageslicht, das in den Raum fällt, sieht er in seinem Taschenspiegelchen, daß er wirklich grau ist: aber von dem Staub, der sich während der Stunden unterm Bett ihm ins Haar gesetzt hat.

Nach beendeter Visitation erschien wieder der Koch und berichtete, daß die Kommissare beide Flüchtlinge, die ihnen in die Hände gefallen waren, mit genommen hätten. Er riet, mein Vater sollte sich noch verborgen halten, bis am Nachmittag die Passagiere auf den Dampfer kämen, und sich dann unauffällig unter die Reisenden mischen. So geschah es. Auch dann noch mußte mein Vater damit rechnen, plötzlich einem Mann in Zivil gegenüberzustehen, der einen Tscheká-Ausweis aus der Tasche zog. Von der Arbeit dieses erstaunlichsten und fähigsten Polizeiapparates der Welt macht sich wohl niemand eine Vorstellung, der nicht schon unter roter Herrschaft gelebt hat.

Dort vom Deck des deutschen Dampfers aus, umhergehend unter den Passagieren, sah mein Vater am Kai seinen Freund T..., der nachschauen wollte, was aus ihm geworden sei. Aber er bemerkte nicht weit von T... ein Gesicht, einen verhalten wachsamem Blick, der einem Spitzel gehören konnte, und so versagte er sich, seinen Freund zu grüßen. Zum Glück war auch dieser klug genug, ihn nicht anzurufen.

T... brachte noch spät abends der Schwester des Vaters Bericht, daß er den Flüchtling wohlbehalten und frei an Bord der „Carbo“ gesehen. Denn die Freunde hatten von der Durchsuchung des Schiffes, von der Auffindung zweier Männer gehört, ohne aber die

Namen zu erfahren, und schwebten in quälender Ungewißheit, bis ihnen diese Nachricht eine Beruhigung gab.

In der Nacht lief das Schiff aus, durch die Newa und den Meerkanal nach Kronstadt, wo das Feuerschiff die Grenze des russischen Hoheitsbereiches bezeichnet. Und nun lieferte die Tschká noch einen besonderen Beweis ihrer Gründlichkeit und Meisterschaft. Bevor die „Carbo“ das Feuerschiff passierte, legte das Lotsenboot bei ihr an – und es nahm außer dem Lotsen zwei Tscheká-Beamte in Zivil auf, die bis hierher an Bord des deutschen Dampfers geblieben waren, um den dritten Flüchtling noch zu finden. Denn: es ist ja immerhin möglich, daß ein Mensch, der flieht und dessen ganze Sehnsucht nach vorwärts in die Freiheit geht, nach langer, glücklich überstandener Angst unvorsichtig wird und sich irgendwie verrät, wäre es auch nur durch ein allzu strahlendes Gesicht, und so zuletzt doch noch gefaßt werden kann.

Erst als das Feuerschiff hinter dem deutschen Dampfer lag, durfte mein Vater sich sagen, daß er entkommen war.

[2. Ankunft der drei Kinder im Haus Vorderleiten]

7. [131-134]

[...] als dann im Juni die Schwester meines Vaters, Paula, aus Rußland ankam, und mit ihr die drei Kinder seines im Kriege gefallenen Bruders Erich.

Diese Ankunft war ein Ereignis, das für unser Leben eine wichtige Veränderung bedeutete; denn Boris, Tamara und Kira – noch nicht vierzehnjährig damals der Bub, zwölf- und elfjährig die Mädchen – sollten als Kinder im Haus bleiben und aufwachsen. Ich war bis dahin der Jüngste in Vorderleiten gewesen und allzu sehr ein Einzelgänger. Auf einmal nun gab es drei jüngere Geschwister, mit denen ich mich allerdings zunächst, da sie kaum Deutsch verstanden und ich kein Russisch, nicht einmal unterhalten konnte.

Es war gelungen, für Paula und für die Kinder offiziell die Ausreise aus Sowjetrußland zu erlangen. Die Mutter der drei, Nadja, hatte sich in Leningrad wieder verheiratet und war dort zurückgeblieben; schwer war es ihr geworden, ihre Kinder herzugeben. Aber mit der Ernährung stand es in den russischen Städten noch immer schlimm, davon waren Folgen für die

Gesundheit der Heranwachsenden zu befürchten, auch konnte, wer vom alten Rußland und Europa wußte, und miterlebt hatte, was Bolschewismus bedeutet, nicht seine Kinder den roten Gewalthabern anvertrauen wollen, wenn es zu vermeiden war. Allerdings fühlten diese Heiseler-Kinder sich sehr entschieden als Russen; sie waren in Rußland von einer russischen Mutter geboren, ihre ganze Kindheit war drüben erlebt, und ihr Vater, wenschon deutschen Blutes und deutscher Sprache, als russischer Offizier gefallen. Das Heimweh kam hinzu, die drei in ihrem Russentum zu bestärken. Es war nur natürlich, daß sie die bösen Dinge, die der Westen über die rote Gewaltherrschaft wußte und damals noch nicht vergessen hatte, nur ungern glauben wollten. Für treue, echt empfindende Menschen wird eine verlassene Heimat zum schönen Sehnsuchtsbild.

Abends waren sie angekommen. Der Tante Paula war es anzusehen, durch welche Notjahre die als junges Mädchen im reichen Elternhaus mit allen Möglichkeiten und Bequemlichkeiten Verwöhnte hindurchgegangen war. Wie tapfer sie sich in der schweren Zeit bewährt hatte, wußten wir durch meinen Vater, und daß sie ihren Humor darüber nicht verloren hatte, war gleich zu merken; denn wie ein hungriger Mensch nach Brot, griff sie nach jedem Spaß, der im Gespräch auftauchte, und wenn sie lachte, schütterte ihr ganzer schwerer Körper.

Paula war musikalisch, hatte Gesang studiert und wollte sich noch weiter darin ausbilden. Sie war von ganz unbedingter Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, und allerdings auch imstande, einem unangenehme Sachen ins Gesicht zu sagen, wenn sie das für nötig hielt. An einem Menschen, für den sie sich in Freundschaft entschieden hatte, hielt sie mit nie beirrter Treue fest. Im verborgenen Innersten ihres Herzens aber hatte die tödliche Gefährdung aller Sicherheit, alles menschlichen Vertrauens, die sie in dem Rußland der roten Revolution erleben mußte, eine stets gegenwärtige Angst zurückgelassen. Sie konnte, ins Unbestimmte blickend, mit bitterer Lippe sagen: „Es ist alles furchtbar.“ Eine gewisse Geldängstlichkeit bei ihr, die ein nicht wohlwollender Beurteiler Geiz genannt hätte, entsprang auch aus diesem Gefühl: daß man eigentlich nie wissen kann, was hereinbricht, und daß

man für diesen immer möglichen Moment Hilfe vorrätig halten muß.

Die Kinder waren in das Unwahrscheinlichste von abgelegten Gewandstücken gekleidet: wohl aus den Schränken des großelterlichen Hauses in Petersburg – aber sie machten sich nichts daraus. Sie saßen alle drei dicht um meinen Vater gedrängt, Kira auf der Armlehne seines Sessels, Tamara und Boris auf dem Boden bei seinen Knien. Er war ihnen hier der heimatische Mensch, der russisch mit ihnen sprechen konnte; ihn leuchteten sie an, alle drei, mit großen dunklen Augen. Sie waren zu müde, um sich um das Essen viel zu kümmern. Meine Mutter hatte den Eßtisch im Saal vor dem Kamin gedeckt; es war ja Sommer, aber in der Abendstunde war die Feuerwärme und –helle doch willkommen. Auf dem Tisch summte der Samowar, den man in Vorderleiten von jeher im Gebrauch gehabt hatte. [...]

Boris, Tamara und Kira gewöhnten sich bald und gutwillig in Vorderleiten ein. Meine Mutter hatte es selber als Kind mit einer sehr gewissenhaften, aber herben und vom Temperament her fremden Stiefmutter nicht leicht gehabt, es ihr auch nicht immer leicht gemacht, und gab sich nun ihrerseits große Mühe, der Aufgabe voll gerecht zu werden, wie sie ihr vom geheimnisvoll gefügten Schicksal gemutet war.

Immerhin trugen die Ankömmlinge viel neue Anforderungen in das auch sonst schon immer gästereiche Vorderleiten. Es war nicht mehr möglich, Diensthofen genug zu halten für unser weitläufiges und mit praktischen Bequemlichkeiten nur unzureichend ausgestattetes Haus. Vor dem Kriege hatten die Großeltern Heiseler unseren Haushalt unterstützt; das fehlte jetzt, die russische Revolution hatte verschlungen, was Heiseler besessen hatten. [...]

[3. Boris, Tamara und Kira sind seit vier Jahren im Haus Vorderleiten, 1927]

[193-196]

[...] Mir war es in den nunmehr vier Jahren, seit die russischen Kinder bei uns angekommen waren, etwas Selbstverständliches geworden, daß ich drei Geschwister besaß, sozusagen „immer vorhandene“. In der Zeit vom Frühjahr bis zum Spätherbst 1926,

die die Mädchen auf der englischen Kanalinsel verbrachten, schien der Vorderleitener Haushalt nicht mehr richtig und vollständig zu sein. Boris und ich gestanden uns das gegenseitig, und mein Vater war der gleichen Meinung; damals schrieb er über sein Stück vom „Jungen Parzival“, als es im Druck erschien, die Widmung: „Meinen Kindern“, und darin zählte er, neben Erik mit seiner Ilse und mir, auch die drei Kinder seines Bruders auf.

Als Tamara und Kira aus England zurückkehrten, mit englischer Sprachkenntnis und mit Erzählungen von Guernsey und ihren Erlebnissen dort, waren sie nicht ganz mehr die gewohnten Schwestern. Ich wußte eigentlich nicht, wieso; sehr gewachsen waren sie in diesen zehn Monaten und irgendwie anders als vorher sahen sie aus. Ich dachte nicht viel nach darüber. In diesem Lebensalter verändern sich Heranwachsende ja schnell; auch wenn man sie nur eine kurze Weile nicht gesehen hat, ist es, als träte einem ein neuer Mensch entgegen. Die selbstverständliche Vertrautheit deckte diesen beim ersten Wiedersehen sehr deutlichen Eindruck dann wieder zu.

Schon im Sommer 1923, nachdem Boris, Tamara und Kira sich in Vorderleiten eingelebt hatten und anfangen, an Berggängen Freude zu finden, hatten wir zu viert den Entschluß gefaßt, auf jeden einzelnen der Berggipfel zu steigen, die von unserm Haus aus zu sehen sind. Die Berge umschließen unser Tal von Osten, Süden und Westen in einem großen Halbkreis, nach Norden geben sie den Blick in die Ebene, in die der Inn hinausströmt, frei. Dieser Freie Fernblick war es, den mein Vater so sehr liebte. An manchen Tagen breitet das Land sich in Bläue hinaus, eine grenzenlose Meeresfläche, aus der wie eine Insel die Anhöhe mit dem Schloß Neubeuern herausragt; oder im Vorgewitterlicht können die Kirchen verschiedener Dörfer weiß wie Segel aufleuchten im stumpfen Blau; oder der Föhn, der alles nah heranbringt und verdeutlicht, hebt wunderbar die Farben voneinander ab: ein Grün und wieder anderes Grün, ein Ackerbraun, ein tiefes und wieder anderes Fernebenenblau.

Ich selber war schon früher auf einige der uns umringenden Spitzen gestiegen, so auf den „Riesenkopf“, der uns unmittelbar gegenübersteht, und auf der anderen Innseite auf den „Heuberg“

und „Spitzstein“ und die „Hochries“. Ich führte meine neuen Gefährten dort hinau und bestieg andere Berge mit ihnen zum erstmal.

Der Wendelstein beherrscht unser ganzes Tal und ist weitem eines der stolzesten Häupter des Gebirges. Von Vorderleiten aus kann man ihn allerdings nicht sehen, vor ihn stellen sich das felsige, bis weit in den Frühling hinein von Schnee leuchtende „Wildalpjoch“ und der „Soyen“. Auf beide, wie auch auf den ihm zur Rechten vorgelagerten Berg mit dem schönen Namen „Hochsalwand“ waren wir in den letzten Jahren schon gestiegen, und natürlich auf den Wendelstein selbsr, und zwar ohne Benützung der Bergbahn.

Den südlichen Horizont schließt für uns eine Kette bewaldeter Vorberge: „Mutterberg“ und „Dimpfl“, und zwischen beiden einer, von dem kein Bauer den Namen wusste. Aus unseren Fenstern gesehen, gleicht er, mit zwei ungleich hohen Spitzen und einer Mulde dazwischen, einer Frucht, aus der ein Riesenmaul ein Stück herausgebissen hätte. Wir nannten ihn darum den „Angebissenen Apfel“, und wir fanden: auch dieser, immerhin eine wenn auch bescheidene Figur im Halbkreis unsres Berghorizontes, müsse erklettert werden. Doch war es keine Aufgabe für sich allein; am gleichen Frühsommertag dieses Jahres 1927 sollte auch der Dimpfl „erledigt“ werden.

Au einer grasbewachsenen Schneise, die zwischen den beiden Waldbergen liegt, wurden wir uneins, welcher zuerst drankommen sollte. Es hatte sich ergeben, dass für gewöhnlich Boris mit seiner jüngeren Schwester Kira, ich mit Tamara ging. Getrennte Wege freilich suchten wir sonst nicht, heut aber wollten die anderen zwei mit dem „Dimpfl“ anfangen und wandten sich auf einem schmalen Tretpfad links hinauf. Tamara und ich aber entschlossen uns zuerst zum „Apfel“ und mußten ohne Weg ziemlich mühselig unter Fichten, die uns ihre niedrigen Äste quer vors Gesicht hielten, bergan steigen.

Tamara, die mich später als Skiläuferin weit übertreffen sollte, war damals noch keine geübte Bergsteigerin. Aber sie folgte mir tapfer über die erste kleinere Anhöhe hinweg und in die Mulde hinunter. Die zweite Anhöhe ist steiler. Wir mußten, immer pfadlos, zwischen Felsbrocken aufwärts, das Mädchen dicht aufgeschlossen

in meiner Spur. Man mußte die Füß achtsam setzen, einen festen Stand dafür suchen.

Hier nun geschah es – ich hatte es an Sorgfalt doch fehlen lassen -, daß ein von meiner greifenden Hand gelockerter, zum Glück nur kleiner Stein, aber mit rauhem Rand, zwischen meinen Beinen hindurch auf meine Begleiterin fiel und ihre Backe streifte. Ich sah, daß ihr Gesicht blutete und daß sie weinte, wenn auch wohl nicht, weil es so weh getan hätte, sondern in einem augenblicklichen Gefühl der Kränkung über meine Unachtsamkeit. Ich beugte mich erschrocken zu der unter mir Stehenden nieder und hatte, bevor ich es selber recht wußte, die verletzte Wange und den zum Weinen verzogenen Mund geküßt, der warm und mitleidfordernd mir entgegenkam.

Mit keinem mir bewußten Gedanken, bis dahin, hatte ich anders als brüderlich an Tamara gedacht, ich glaubt immer noch die Marzella zu lieben, der ich noch kein Sterbenswort je gesagt, noch weniger jemals einen Kuß gewagt hatte. Jetzt war die Neue, mit Tamara, geschehen. Wir sahen uns, nachdem wir gemeinsam die „Apfel“höhe vollends erstiegen hatten, mit unsicheren Blicken an und küßten uns noch einmal. Tamara nun hell lächelnd, mit schon verwischten Tränen. Auf einmal war sie keine Schwester mehr.

Wir trafen nachher, auf dem „Dimpfl“, mit Boris und Kira wieder zusammen, aber wir hatten nun ein Geheimnis für uns allein, das in uns wuchs und uns lange Zeit mit vielen Freuden und Schmerzen verwirrte.

Erst nach Jahren gelang es mir, in Tamara wieder, wie in den anderen beiden, ein Geschwister zu sehen.

2. Ahnentafel

Paul von Heiseler (St.Petersburg, 8.10.1851 – ebenda 22.4.1914)
Kaufmann, Gründer einer Versicherungsgesellschaft in Hamburg
und Antwerpen, erblicher Ehrenbürger zu St.Petersburg, Ritter des
St. Wladimir Ordens.

Ehefrau: **Auguste Leopoldine geb. Bettzich** (Snamenka-Schloss
bei Petersburg, 3.5.1852-
Leningrad, 26.8.1921)

Beider Kinder: **Henry** (Hanny) August Caspar
(St.Petersburg, 23.12.1875-
Vorderleiten bei Brannenburg/Inn,
25.11.1928) Schriftsteller und
Übersetzer. Ritter des Kaiserlichen
St.Wladimir-Ordens. 1898 nach
Deutschland. 1914 (Beerdigung seines
Vaters) in St.Petersburg vom Krieg
überrascht. 1914-1918 kaiserlich-
russischer Offizier, dann Übernahme in
die VI. Rote Armee. 1922 Flucht nach
Deutschland zu Frau und Kindern.

http://de.wikipedia.org/wiki/Henry_von_Heiseler

Ehefrau: **Emilie (Emy) geb. Thieme**
(München, 6.6.1873-Vorderleiten,
12.5.1960) Tochter des
Mitbegründers und Generaldirektors der
Münchener Rückversicherung
und Mitbegründer der Allianz Carl
Ritter von Thieme.
Beider Söhne: **Erik Pascal v.H.**
(München, 15.4.-Judenburg,
Kärnten
1.11.1937), Gutsherr.

Bernt v.H.

(Vorderleiten, 14.6.1907-ebenda,
Schriftsteller.

24.8.1969),

http://de.wikipedia.org/wiki/Bernt_von_Heiseler

Erich Paul Leopold (St.Petersburg,
4.1.1878-15.6.1915). Als kaiserlich-
russischer Offizier im Krieg gefallen.
Zuletzt Stabsrittmeister im 3.

Smolenski Ulanen-Regiment Kaiser
Alexanders III. Ritter des
St.Wladimir-Ordens mit Schwertern.
Ehefrau: **Nadescha** (Nadja) Iwanowna

Gerpelo (Samara, 4.3.1879-

Leningrad, 6.7.1946) Tochter

des Jaizki-Kosaken Iwan

Jakowiewitsch Gerpelo und der

Großrussin Tatjana Jakowiewna

Borisowa.

Beider Kinder: **Boris** (Borja)

v.H. (Wolkowischki,

Gouvernement

Suwalki, 27.7.1909- Witcham,

Cambridgeshire,

18.12.1976) königlich britischer

Major,

Übersetzer und Autor.

Tamara v.H.

(Duderhof- Krasnoje Selo bei

St.Petersburg

22.6.1911-Löherhof, Dierdorf,

17.8.1979).

Kira v.H.

(19.10.1912 – [unbekannt])

Bernhard (Bery) v.H. (St.Petersburg,

22.2.1880-Cherson,

27.12.1920, Dr.med, praktischer Arzt.

[Nachkommen in Russland.

Davon bekannt: **Michael** Heiseler

(3.6.1994, lebt in St.Petersburg)]

Boris Hugo Alexander v.H.

(St.Petersburg, 21.3.1888-24.3.1889).

Paula Henriette Elisabeth v.H.

(St.Petersburg, 31.2.1888- Guildford,

Surrey 17.9.1962) Sängerin.